



Georg Wagner-Kyora (Hg.)

# Wiederaufbau europäischer Städte / Rebuilding European Cities

Rekonstruktionen, die Moderne  
und die lokale Identitätspolitik  
seit 1945 / Reconstructions,  
Modernity and the Local Politics  
of Identity Construction since 1945

Stadtgeschichte

Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung – 15

Franz Steiner Verlag

Georg Wagner-Kyora (Hg.)  
Wiederaufbau europäischer Städte /  
Rebuilding European Cities

BEITRÄGE ZUR STADTGESCHICHTE  
UND URBANISIERUNGSFORSCHUNG

---

herausgegeben von  
Christoph Bernhardt (geschäftsführend)  
Harald Bodenschatz  
Christine Hannemann  
Tilman Harlander  
Wolfgang Kaschuba  
Ruth-E. Mohrmann  
Heinz Reif  
Adelheid von Saldern  
Dieter Schott  
Clemens Zimmermann

Band 15

Georg Wagner-Kyora (Hg.)

# Wiederaufbau europäischer Städte / Rebuilding European Cities

Rekonstruktionen, die Moderne und die lokale  
Identitätspolitik seit 1945 / Reconstructions,  
Modernity and the Local Politics of Identity  
Construction since 1945



Franz Steiner Verlag

Gefördert wurde die Drucklegung seitens der Deutschen Forschungsgemeinschaft Bonn, der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung, Ingelheim, und des Center for Metropolitan Studies der Technischen Universität Berlin.

Umschlagabbildung: Hildesheim 1966: Die Umgebung des Domes im Luftbild, aus: Hans Gerstenberg (Hg.), Hildesheim – einst und heute, Hildesheim 1966, S. 161.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-515-10623-8

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2014

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Druck: Offsetdruck Bokor, Bad Tölz

Printed in Germany

## INHALTSVERZEICHNIS/ *TABLE OF CONTENTS*

Vorwort/ <i>Preface</i> .....	8
<i>Georg Wagner-Kyora</i> Einleitung/ <i>Introduction</i> .....	11
<b>I Identitätspolitik im Wiederaufbau/ <i>Reconstruction</i> and the Local Politics of Identity Construction</b>	
1. <i>Robert J. Morris</i> Notes on the rebuilding of Europe since 1945. Remembering and forgetting: the British experience/ <i>Anmerkungen zum Wiederaufbau Europas seit 1945:</i> <i>Erinnern und Vergessen – die britische Erfahrungsperspektive</i> .....	64
2. <i>Corinne Bouillot</i> Wiederaufbau-Regionen in Europa: Normandie und Niedersachsen im Vergleich/ <i>Normandy and Lower Saxony as Regions of Rebuilding. A Comparison</i> .....	80
3. <i>Georg Wagner-Kyora</i> Wiederaufbaustädte der Bundesrepublik im Vergleich 1950–1990/ <i>Cities of</i> <i>Western Germany under Reconstruction, 1950 to 1990. A Comparison</i> .....	105
4. <i>Malte Thießen</i> Wiederaufbau zum Sehnsuchtsort: Die Restaurierung der Lübecker Marienkirche als Symbolkirche des „deutschen Ostens“/ <i>Reconstructing for a Location of Yearning: The Restoration of</i> <i>St. Mary’s church in Lübeck as a symbol for the lost German East</i> .....	142
5. <i>Philipp Springer</i> „Machen Sie das doch nicht so kompliziert...“. Der Schlossabriss in Schwedt 1962 und die Zukunftseuphorie der sozialistischen Industriestadt/ „ <i>Don’t complicate that stuff...!</i> “ <i>The Demolition of Schwedt-Palace in 1962 and the euphoria</i> <i>of a socialist industrial city</i> .....	163

6. *Martin Kohlrausch*

Die Zentralität der Apokalypse nach 1945. Städtebauliche Kontinuitätslinien  
und die internationale Rezeption des Wiederaufbaus von Warschau/  
*The Centrality of Apocalypse after 1945. Town-Planning Continuities  
and the International Perception of the Rebuilding of Warsaw*.....179

7. *Paul van de Laar*

Modernism in European Reconstruction-Policy and its Public Perception:  
The Image of Rebuilding Rotterdam, 1945–2000/  
*Modernismus in der europäischen Wiederaufbaupolitik und seine  
öffentliche Wahrnehmung:  
Das Wiederaufbau-Image von Rotterdam 1945–2000*.....202

**II Geschichtspolitik, Medien und Erinnerung im Wiederaufbau/  
*Histopolitics, Media, and Memory Construction  
during the Reconstruction Period***

8. *David Crew*

Mourning, Denial, Celebration.  
The Visual Work of West German Reconstruction after 1945/  
*Trauer, Verleugnung, Feierstunden: Die visuelle Aufarbeitung  
des westdeutschen Wiederaufbaus nach 1945*.....232

9. *Sandra Schürmann*

Bilder von Wiederaufbau und Nachkriegsmoderne: das Beispiel Hamburg/  
*Images and Pictures of the Rebuilding Period and Afterwar Modernity.  
The Case of Hamburg*.....250

10. *Andrew Stuart Bergerson*

Reconstructing the Self: The Uses of Alt-Hildesheim after its Destruction/  
*Das Selbst wiederaufbauen: Der Gebrauch der Überreste  
und des Topos ' von Alt-Hildesheim nach dessen Zerstörung*.....272

**III Rekonstruktion in der Moderne/ *Reconstruction in the  
Age of Modernity***

11. *Sebastian Haumann*

„Colonializing“ Philadelphia: Rekonstruktion und Modernisierung eines  
historischen Stadt-teils in den USA/ „Colonializing“ Philadelphia.  
*Reconstruction and Modernizing of a Historical Quarter in the U.S*.....311

12. *Christoph Strupp*

Traditionsreste in der Moderne.  
Der rekonstruktive Wiederaufbau der St. Laurenskerk in Rotterdam/  
*Relics of Modernity. The Reconstruction of St. Laurens church in Rotterdam*...329

13. <i>Celina Kress</i> Anker oder Ärgernis. Die Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zwischen Wiederaufbaustreit und Urban Icon/ <i>Anchor or Offence. The Berlin Kaiser Wilhelm Memorial Church between Reconstruction and Urban Icon</i> .....	349
14. <i>Mart Kalm</i> The Spatial Sovietisation of Tallinn during the Stalin period, 1944–1955/ <i>Die Sowjetisierung des Raumes: Tallinn im Stalinismus 1944–1955</i> .....	367
15. <i>Gian Paolo Treccani</i> War Damage and Restoration in Brescia, 1945–1954/ <i>Kriegszerstörung und Wiederaufbau in Brescia 1945–1954</i> .....	387
16. <i>Serena Pesenti</i> The dynamics of spatial memory: The Reconstruction of historical Landmarks in the city-centre of Milan in the Post War Era/ <i>Die Dynamik der räumlichen Erinnerung: Die Rekonstruktion von Wahrzeichen im Stadtzentrum Mailands in der Nachkriegszeit</i> .....	395
17. <i>Christian Groh</i> „Freie Bahn dem Tüchtigen!“ Moderner Wiederaufbau und städtische Identität am Beispiel Pforzheims/ „Go in between!“ <i>Modernist Reconstruction and Local Identity construction. The Case of Pforzheim</i> .....	409
18. <i>Sylvia Necker</i> Zwischen Abriss, Neuplanung und Rekonstruktion. Neu-Altona als Teil des Hamburger Wiederaufbaus 1950–1979/ <i>Between destruction and re-construction. Neu-Altona as part of re-designing Hamburg, 1950–1979</i> .....	423
19. <i>Florian Urban</i> Postmoderne als Konsens: Neo-historischer Wiederaufbau im Ost-Berliner Nikolaiviertel 1977–1989/ <i>Consensus on Postmodern Design: the neo-historical Reconstruction of the Nikolai Quarter in East Berlin, 1977–1989</i> .....	444
Zusammenfassungen in englischer Sprache/ <i>Abstracts</i> .....	464
Biographische Angaben/ <i>Biographical Notes</i> .....	481

## VORWORT

Die Beiträge des vorliegenden Sammelbandes resultieren aus einer internationalen Historiker/innen-Tagung, die Ende September 2009 von der Leibniz-Universität Hannover und der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg an der Universität Hamburg ausgerichtet wurde. Das Konzept dieser Tagung basierte auf einem DFG-Forschungsprojekt zum Wiederaufbau bundesdeutscher Städte, welches 2004 unter der Leitung von Prof. Dr. Adelheid von Saldern (Universität Hannover) und von Prof. Dr. Axel Schildt (Universität Hamburg) initiiert worden war. Lokale Dispute über den rekonstruktiven Wiederaufbau kriegszerstörter Baudenkmale in Hannover, Bremen, Hamburg, Braunschweig, Dortmund, Hildesheim und Frankfurt/M. sowie in Pforzheim, Augsburg und Aschaffenburg in der Zeit von 1950 bis 1994 wurden in Hinblick auf die Interessenkonflikte eines kommunalen Akteurshandelns von politischen und administrativen Eliten und die damit verknüpften Sinndeutungen, die in der lokalen Öffentlichkeit propagiert wurden, erforscht. Nach dem „spatial turn“ in der Geschichtswissenschaft, der vor allem für die Stadtgeschichte Bedeutung erlangt hatte, war dieses Themenfeld im Grenzbereich verschiedener Nachbardisziplinen angesiedelt, welche die Erfahrungsdimension von Stadt zum Gegenstand ihrer diskursiv angelegten Forschungen gemacht haben.

Ermöglicht wurde diese Erforschung der Diskursgeschichte lokaler Wiederaufbauvorhaben durch die intensive Zusammenarbeit mit Adelheid von Saldern, wofür ihr herzlich gedankt sei. Auch Axel Schildt hat als inspirierender Zeithistoriker die im Projekt angelegte Verknüpfung von handlungsorientierter und mentalitätsgeschichtlicher Akteursanalyse in konkreten Ortsbezügen dankenswerterweise kontinuierlich gefördert.

Allen Beiträger/innen sei für die mit der Hamburger Tagung verbundenen Mühen herzlich gedankt! Besonders hervorzuheben sind die vielfältigen Kontakte, die sich zu unseren französischen Kolleginnen von der Université de Rouen ergaben, namentlich zu Dr. Corinne Bouillot und auch zu Prof. Dr. Odette Louiset. Auf der Grundlage der Städtepartnerschaft von Rouen mit Hannover hatten zuvor Prof. Dr. Anne-Cécile Sibout von der Université de Rouen und Stephanie Springer vom Oberlandesgericht Lüneburg eine beispielhafte Wanderausstellung über den Vergleich der Wiederaufbauleistungen in Rouen und Hannover erarbeitet, die im Sommer 2008 im Regionshaus in Hannover gezeigt wurde. Der Herausgeber nahm dann diese Ausstellung zum Anlass, um eine studentische Exkursion auf der Grundlage seiner Lehrtätigkeit an der Universität Hannover nach Rouen anzulegen. Sie ließ sich allerdings nicht mehr vom Historischen Seminar in Hannover aus verwirklichen, da er zu Beginn des Jahres 2009 für dann insgesamt drei Jahre

als Gastprofessor an das Center for Metropolitan Studies an der Technischen Universität Berlin wechselte.

Im Rahmen des Master-Studienganges Historische Urbanistik am Institut für Geschichte, später: Institut für Kunstwissenschaft und Historische Urbanistik, konnten in den Jahren 2010 und 2011 die Studierenden der Technischen Universität Berlin durch ein entsprechendes Besuchsprogramm in Rouen, Le Havre und Caen von Corinne Bouillot und ihren sehr engagierten Fachkolleg/innen in die Wiederaufbaugeschichte dieser drei französischen Städte vor Ort eingeführt werden, wofür ich besonders danken möchte Ing. Patrice Pusateri (Rouen), Élisabeth Chauvin (Le Havre), Ing. Pierre Gencey (Le Havre), Dr. Pierre Bergel (Caen) und Dr. Patrice Gourbin (Caen/Rouen).

Vor dem Hintergrund dieser binationalen Kooperation, auf Empfehlungen der beiden Projektleiter sowie zuvor durch Begegnungen auf dem Europäischen Städtehistorikerkongress in Lyon 2008 konnte der hier versammelte Kreis europäischer und US-amerikanischer Fachkolleg/innen versammelt werden. Ein besonderer Dank geht an Prof. Dr. Robert Morris für seine key note über die englische Wiederaufbaugeschichte bis zur Postmoderne. Zu danken ist Florian Mausbach, dem 2009 emeritierten Präsidenten des Bundesamtes für Raumordnung und Bauwesen, für seinen Gastvortrag über die Geschichte der von ihm betreuten Bundesbauten, die zwischen 1994 und 2009 vor allem in Berlin entstanden waren. Mausbach verknüpfte seine biographischen Perspektive mit den Herausforderungen der verschiedensten Repräsentationsbauten unserer Republik, darunter auch des zum Bundestag umgebauten Reichstages. Mit dieser Innensicht auf die Akteursperspektive derjenigen, die das Baugeschehen anleiten, hat er unsere Tagung wesentlich bereichert. Großen Dank schulden wir auch den Moderatoren der sechs Tagungssektionen, die mit ihrer Expertise die fruchtbaren Diskussionen über das Für und Wider unseres internationalen Vergleiches überaus gewinnend angeleitet haben: Dr. Gregor Thum, Prof. Dr. Cornelia Rauh, Prof. Dr. Axel Schildt, Dr. Marc Schalenberg, Prof. Dr. Adelheid von Saldern und PD Dr. Christoph Bernhardt sowie auch Prof. Dr. Uwe Altröck für seinen Überblicksvortrag auf gegenwärtige Rekonstruktionsdiskurse.

Obgleich es dann doch vergleichsweise lange gedauert hat, bis alle Beiträge unserer Tagung nun in der ihnen angemessenen Form auch publiziert werden können, sei dankbar bemerkt, dass die Publikation in der Reihe Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung des Franz Steiner Verlages durch die herausgebende Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung in die Wege geleitet werden konnte. Durch namhafte Druckkostenzuschüsse seitens der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung und des Center for Metropolitan Studies der Technischen Universität Berlin konnte die Drucklegung ermöglicht werden.

Einen besonders großen Dank möchten wir den Organisatoren der Hamburger Tagung von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg aussprechen, Maike Raap und Rupert Alexander Marienfeld, sowie auch Katharina Bartels, die als Studentin der Leibniz-Universität Hannover während der Tagung simultan dolmetschte. Die Satzherstellung für den vorliegenden Band übernahm mit großer

Eigeninitiative Lisa Vollmer vom Center for Metropolitan Studies, der ebenfalls herzlich gedankt sei.

Oldenburg, im Juli 2013

Georg Wagner-Kyora

## EINLEITUNG

### WIEDERAUFBAU EUROPÄISCHER STÄDTE. REKONSTRUKTIONEN, DIE MODERNE UND DIE LOKALE IDENTITÄTSPOLITIK SEIT 1945

*Georg Wagner-Kyora*

Wiederaufbau als eine wenig trennscharf verwendete Epochenbezeichnung wird von uns als ein Arbeitsbegriff zur Erforschung der Erfahrungsgeschichte europäischer Stadtgesellschaften in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts angesehen. Der Wiederaufbau nach der Kriegszerstörung begründete eine gemeinsame Perspektive der Stadtbevölkerungen auf die leidvolle Kriegs- und Nachkriegsgeschichte in Europa, - auch wenn diese selbst die Nationen strikt voneinander trennt und damit nicht nur geschichtskulturelle Barrieren neu aufgerichtet hatte.

Dennoch hat auch in Deutschland die Erinnerungsarbeit im Wiederaufbau schon frühzeitig eingesetzt und Jahrzehnte lang Spuren im kollektiven Gedächtnis hinterlassen, ohne dass darüber bislang viel bekannt geworden ist. Oftmals geschah dies in einer strikt lokalisierten Wahrnehmungsbegrenzung. Überlagert wurde eine solche Historisierung durch eine polarisierte deutsch-deutsche Erinnerung: Als Gegenpol der dominanten bundesdeutschen Wirtschaftswunder-Narration trat die DDR-Aufbau-Narration auf, während weitere geschichtspolitische Initiativen im Rahmen der örtlich begrenzten Narrative auf Festtags- und Erinnerungsreden kanalisiert wurden. Aus einer insgesamt gesehen doch recht selektiven Erinnerung der Stadtbürgergesellschaften heraus, die in einem unklar gehaltenen Opfergestus in den kriegszerstörten Städten Deutschlands verharrte, resultierte vielfach erst mit großer Verzögerung eine Blickerweiterung, welche die Perspektive auf eine Ursache-Wirkung-Relation in der Zerstörungsgeschichte Europas erweiterte und damit eine kritische Aufarbeitung auch der Wiederaufbaugeschichte leisten wollte.

Eine besonders wichtig gewordene Ausnahme stellte hierbei die pionierhafte Städtepartnerschaft zwischen den beiden sehr stark kriegszerstörten Großstädten Würzburg und Caen dar. Sie stiftete bereits in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren eine transnationale Wahrnehmung der Bewältigung des katastrophalen Zerstörungsgeschehens und der gemeinsam begutachteten Wiederaufbauleistungen und sie strahlte weit in die binationale deutsch-französische Erinne-

renungskultur der Nachkriegszeit aus. Diese frühe intentionale Verflechtungsgeschichte von Wiederaufbauerfahrungen ist deshalb auch für unseren Sammelband bedeutungsvoll, weil auf der Grundlage einer anderen Städtepartnerschaft, jener von Hannover und Rouen, gewichtige Anregungen für eine Europäisierung unseres Themenfeldes im binationalen Vergleich der Wiederaufbaustädte ausgegangen sind. Hierfür haben verschiedene französische und deutsche Fachkolleg/innen im Rahmen eines längerfristigen Projektzusammenhanges und unter maßgeblicher Beteiligung von Dr. Corinne Bouillot erneut Pionierarbeit geleistet, deren Früchte auf einer Tagung 2010 in Rouen gebündelt und anschließend in einem Sammelband zum Vergleich der Wiederaufbauregionen Normandie und Niedersachsen publiziert worden sind.<sup>1</sup> Diese transnationale Perspektive auf das Wiederaufbaugeschehen ist auch von unseren italienischen Fachkolleg/innen schon früher als in Deutschland aufgegriffen worden. Unter der Leitung von Prof. Gian-Paolo Treccani hat *Storia Urbana* ein auf drei Bände angelegtes Vergleichsprojekt der Wiederaufbauleistungen in Italien, Deutschland und Japan aufgelegt, von dem zwei Bände bereits erschienen sind.<sup>2</sup> Auch die neue Gesamtschau italienischer Rekonstruktionsvorhaben nach dem Zweiten Weltkrieg, die von Lorenzo de Stefani und Carlotta Coccoli herausgegeben wurde, ist in diesem Forschungskontext entstanden.<sup>3</sup> Weitere Publikationen, die aus internationalen Tagungen hervorgingen, sind einerseits für den deutsch-italienischen Vergleich von Wiederaufbauleistungen und andererseits für Rekonstruktionsvorhaben in Mittel- und Ostmitteleuropa bereits angekündigt.<sup>4</sup> Es ist deshalb mehr als überfällig, den internationalen Vergleich dieser Aufbauleistungen und ihrer Rückwirkungen auf die identitätsstiftenden Potenziale der europäischen Stadtgesellschaften in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu systematisieren. Eine Vielzahl von Fallbeispielen aus unterschiedlichen Ländern, wie sie auch in unserem Sammelband vorgestellt wird, soll

- 1 Corinne Bouillot (Hrsg.), *La Reconstruction en Normandie et en Basse-Saxe après la seconde guerre mondiale. Histoire, mémoires et patrimoines de deux régions européennes*, Mont-Saint-Aignan Cedex 2013.
- 2 Gian Paolo Treccani (Hrsg.), *Monumenti alla Guerra. Città, danni bellici e ricostruzione nel secondo dopoguerra*, Mailand 2008, ders. (Hrsg.), *Danni bellici e ricostruzione dei centri storici: il caso della Germania*. *Storia Urbana* 129, Mailand 2011.
- 3 Lorenzo de Stefani/ Carlotta Coccoli (Hrsg.), *Guerra, monumenti, ricostruzione. Architetture e centri storici italiani nel secondo conflitto mondiale*, Venedig 2011. Dieser Sammelband vereint 47 Autor/innen mit zehn Beiträgen zur Institutionengeschichte von staatlicher Denkmalpflege und Aufbauverbänden und 42 Beiträge zu lokalen Rekonstruktionsvorhaben aus allen italienischen Landesteilen.
- 4 Vgl. Georg Wagner-Kyora, Tagungsbericht: *Danni bellici e ricostruzione die monumenti e dei centri storici nel caso italiano e tedesco (1940–1955)/ Kriegszerstörungen und Wiederaufbau von bauwerken und historischen Stadtzentren in Italien und Deutschland (1940–1955)*, veranstaltet von Gian Paolo Treccani und Carlotta Coccoli im November 2011 in Brescia, in: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* 1/2012, S. 167–171, Eric Le Bourhis, Tagungsbericht: *Zwischen Rekonstruktion und Modernisierung: Öffentliche Debatten über historische Stadtkerne im 20. und 21. Jahrhundert*. 8. Talliner Symposium zur Geschichte und Kultur Nordosteuropas im September 2011 in Tallinn, in: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* 2/2011, S. 122–124.

ebenfalls dazu anregen, die Gemeinsamkeiten in der Wiederaufbauerfahrung europäischer Stadtbewohner zu bestimmen.

Namhafte Beiträge zur neueren Stadtgeschichte haben diese Perspektiverweiterung im deutschen Forschungskontext vorbereitet.<sup>5</sup> Dazu zählen vor allem die Schwerpunkt Forschungen, die von Adelheid von Saldern zu den städtischen Festen im 20. Jahrhundert und zur Kommunikationsgeschichte der bundedeutschen Städte initiiert worden sind und die in der vergangenen Dekade in der Reihe zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung des Franz Steiner Verlages in mehreren gewichtigen Sammelbänden publiziert wurden.<sup>6</sup> Und dazu zählen auch jene stadtgeschichtlichen Forschungen, die in den vergangenen Jahren für die Hamburger Zeitgeschichte an der Forschungsstelle zur Zeitgeschichte in Hamburg entstanden sind.<sup>7</sup> Der mit diesen Sammelbänden verknüpfte Paradigmenwechsel in der neueren Stadtgeschichte hin zu einer integrativ angelegten Politik-, Sozial-, Alltags- und Diskursgeschichte der modernen Stadt ist dann auch von einigen jüngeren Autoren aufgegriffen worden, wobei insbesondere die Forschungen von Sebastian Haumann zur Partizipationskultur in den städtischen Sanierungsprozessen von Philadelphia und Köln, von Malte Thiessen zur Hamburger Gedenkpolitik an die Kriegszerstörung, Gregor Thums Monographie über den Wiederaufbau Breslaus nach 1945 und die Studie von Jochen Guckes über die Persistenz städtischer Selbstbilder in Freiburg, Dresden und Dortmund zu erwähnen sind.<sup>8</sup> Den Fokus stärker auf den Zusammenhang von lokaler Geschichts- und Imagebildung legten der Sammelband von Thomas Biskup und Marc Schalenberg über die Berlin-Bilder, die Studie von Florian Urban über das Berliner Nikolaiviertel und die Monographie des Herausgebers über den Wiederaufbau-Konflikt des Braunschweiger Residenzschlosses.<sup>9</sup> Am weitesten in die lokale Erinnerungspolitik des

5 Zur Forschungsliteratur vgl. Georg Wagner-Kyora, Wiederaufbau und Stadtgeschichte. Neuorientierungen nach dem spatial turn, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2/2010, S. 83–102.

6 Adelheid von Saldern (Hrsg.), Inszenierte Einigkeit. Herrschaftsrepräsentationen in DDR-Städten. Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung Bd. 1, Stuttgart 2003, dies. (Hrsg.), Inszenierter Stolz. Stadtrepräsentationen in drei deutschen Gesellschaften (1935–1975). Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung Bd. 2, Stuttgart 2005, dies. (Hrsg.), Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchszeiten. Beiträge zur Kommunikationsgeschichte Bd. 17, Stuttgart 2006.

7 Hamburg im „Dritten Reich“, hrsg. v. der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Göttingen 2005.

8 Sebastian Haumann, „Schade, daß Beton nicht brennt...“ Planung, Partizipation und Protest in Philadelphia und Köln 1940–1990. Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung Bd. 12, Stuttgart 2011, Malte Thiessen, Eingebrennt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005, Hamburg 2007, Gregor Thum, Die fremde Stadt. Breslau 1945, München 2003, Jochen Guckes, Konstruktionen bürgerlicher Identität. Städtische Selbstbilder in Freiburg, Dresden und Dortmund 1900–1960, Paderborn u.a. 2011.

9 Thomas Biskup/Marc Schalenberg (Hrsg.), Selling Berlin. Imagebildung und Stadtmarketing von der preußischen Residenz bis zur Bundeshauptstadt. Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung Bd. 6, Stuttgart 2008, Florian Urban, Berlin/DDR neo-historisch.

nationalsozialistischen Deutschland dringt die Studie von Petra Spona über Hannover vor.<sup>10</sup> Die Beiträge unseres Sammelbandes sollen daran anknüpfen und aufzeigen, dass die Stadtgeschichte unsere Perspektive auf die Gesellschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts erweitern kann als eine Geschichte vielfältig verflochtener urbaner Erfahrungsprozesse, die an vielen Orten in vergleichbarer Weise stattfindet, gerade weil sie an diese in jeweils einzigartiger Weise räumlich gebunden ist. Sie knüpfen damit an einen diskurs- und gesellschaftsgeschichtlichen Ansatz an, der bereits durch die singulären Forschungen des US-amerikanischen Fachkollegen Rudy Koshar vor mehr als einem Jahrzehnt vorbereitet, aber in Deutschland kaum rezipiert worden ist.<sup>11</sup> Ausgeblendet bleibt jedoch die sozialpolitische Dimension des Wiederaufbaus, die vor allem mit der Wohnraumversorgung verknüpft war und ein eigenständiges Forschungsfeld darstellt.<sup>12</sup>

Den Wiederaufbau als eine Erfahrungsdimension der modernen Stadtbürgergesellschaften wahrnehmen zu wollen, entfernt ihn von stadtplanerischen Verfügungsprozessen und macht ihn zum Forschungsfeld einer Aneignungsgeschichte der Vielen. Gefragt wurde in dem vom Herausgeber an der Leibniz-Universität Hannover erarbeiteten DFG-Forschungsprojekt zur bundesdeutschen Wiederaufbaugeschichte nach der spezifischen Diskursivität, welche besonders bedeutende Wiederaufbauvorhaben mit Wahrzeichencharakter auf der lokalen Ebene entfalten. Im Vergleich konnten verschiedene Entscheidungsoptionen in den Wiederaufbaustädten analysiert werden, um auf dieser Grundlage die Bedeutungskonstruktion von kommunaler Identitätsstiftung in den Interessenkonflikten über die Rekonstruktion von Wahrzeichen zu erkennen. Es handelte sich um einen Sonderfall des Wiederaufbaus, um die bauliche Wiederherstellung von völlig zerstörten Baudenkmalen in annähernd dem Vorkriegszustand ähnlicher Art und Weise, der mit dem Begriff der Rekonstruktion belegt wurde. Diese besondere aufwändige Form des Wiederaufbaues war immer konflikthaltig, weil ressourcen- und kostenintensiv. In diesen Konflikten auf der lokalen Ebene trat mit Regelmäßigkeit der Bedeutungsgehalt des jeweiligen Wahrzeichens für eine Wiederaufbaustadt hervor, da auch darüber verhandelt wurde, wenn entschieden werden musste.

Geschichte aus Fertigteilen, Berlin 2007. Georg Wagner-Kyora, Schloss ohne Geschichte. Der Braunschweiger Wiederaufbau-Konflikt 1950–2007, Berlin 2009.

- 10 Petra Spona, Städtische Ehrungen zwischen Repräsentation und Partizipation. NS-Volksgemeinschaftspolitik in Hannover. Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung Bd. 10, Stuttgart 2010.
- 11 Rudy Koshar, Germany's transient pasts: preservation and national memory in the twentieth century, Chapel Hill 1998, ders., From monuments to traces: artifacts of German memory, 187–1990, Berkeley 2000.
- 12 Vgl. hierzu die verschiedenen Studien des Herausgebers zur bundesdeutschen und niedersächsischen Wohnungspolitik, u.a.: Eigenheime bauen und Wohnungslose unterbringen. Die niedersächsische Wohnungspolitik in den fünfziger Jahren, in: Adelheid von Saldern (Hrsg.): Bauen und Wohnen in Niedersachsen während der fünfziger Jahre, Hannover 1999, S. 97–139. In transnationaler Vergleichsperspektive: Gabi Dolff-Bonekämper, Marcel Lods et la reconstruction de Sotteville-lès-Rouen dans son contexte international, in: Bouillot, La Reconstruction, S. 101–112.

Diese Neuausrichtung des Forschungsfeldes auf eine Erfahrungsgeschichte der Stadtbürgergesellschaften in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts grenzt es entschieden ab von den politik- und stadtplanungs- sowie architekturgeschichtlichen Ansätzen einer Wiederaufbaugeschichte, welche die Literatur bislang geprägt haben. Zu nennen ist zunächst die ältere Monographie von Klaus von Beyme, welche das Themengebiet erstmals geschlossen in die Politikgeschichte eingeführt und in seiner institutionengeschichtlichen Vernetzung dargelegt hat.<sup>13</sup> Großen Einfluss erlangte der darauf basierende Sammelband zur monographischen Aufarbeitung der Stadtplanungsgeschichte von 18 deutschen Großstädten aus einem pointiert deutsch-deutschen Blickwinkel des Systemvergleichs kommunaler Planungsprozesse heraus.<sup>14</sup> Hier wurde der elitenzentrierte Ansatz einer Planungsgeschichte weniger Entscheidungsträger ausgeführt, der zuvor durch die sehr bekannt gewordenen Studien von Werner Durth und Niels Gutschow zu den biographischen Verflechtungen der bundesdeutschen Architekturszene vorbereitet worden war und insbesondere in der Kunst- und Stadtplanungsgeschichte seitdem den mainstream weitgehend geprägt hat. Eine gesellschaftsgeschichtliche Erweiterung dieses stark professionszentrierten Frageansatzes ist damit nicht unmittelbar verknüpft gewesen, aber in Ansätzen bereits angelegt, wie der besonders schön gestaltete Sammelband zur Wiederaufbaugeschichte Bayerns belegt, der mehr als ein Jahrzehnt später von Winfried Nerdinger und Inez Florschütz seitens des Architekturmuseums der Technischen Universität München herausgegeben wurde.<sup>15</sup> Seine Konzeption basierte ebenfalls auf einem klar strukturierten politikgeschichtlichen Elitenansatz, der bereits die ansatzweise Beeinflussung der räumlichen Wende in den Humanwissenschaften reflektierte, indem die Geschichtlichkeit des Wiederaufbaus auf wesentlich breiterer Grundlage diskutiert wurde als bis dahin üblich. Dementsprechend wurde die Rekonstruktion von Baudenkmalen konzeptionell unter der Fragestellung nach dem gesellschaftlichen Kontinuitätsverständnis eingefasst.<sup>16</sup>

In seiner weitaus bekannter gewordenen Nachfolgepublikation von 2010 hat Winfried Nerdinger dann ein Kompendium des Wiederaufbaus als Rekonstruktion von Baudenkmalen im Schnittpunkt von Stadtplanungsgeschichte und Denkmalpflege vorgelegt, das sogar die Epochengrenze der Moderne überspringt und weit in unterschiedliche Epochen und Regionen ausgreift.<sup>17</sup> In einer Gegenwart, die die Rekonstruktion lange zerstörter Baudenkmale als eine konkrete Option einer zukunftsorientierten Stadtbildpflege entdeckt hat, dient dieses Werk zudem dem

13 Klaus von Beyme, *Der Wiederaufbau. Architektur und Städtebaupolitik in beiden deutschen Staaten*, München 1987.

14 Klaus von Beyme/ Werner Durth/ Niels Gutschow/ Winfried Nerdinger/ Thomas Topfstedt (Hrsg.), *Neue Städte aus Ruinen. Deutscher Städtebau der Nachkriegszeit*, München 1972.

15 Winfried Nerdinger/ Inez Florschütz (Hrsg.), *Architektur der Wunderkinder. Aufbruch und Verdrängung in Bayern 1945–1960*, hrsg. v. Architekturmuseum der Technischen Universität München, München 2005.

16 Vgl. ebd., S. 246–323.

17 Winfried Nerdinger/ Markus Eisen/ Hilde Strobl (hrsg.), *Geschichte der Rekonstruktion – Konstruktion der Geschichte*, München 2010.

interdisziplinären Brückenschlag, indem erstmals auch vom Ansatz der Stadtplanungsgeschichte und der Denkmalpflegewissenschaft und Bauforschung her die Fragestellungen nach der gesellschaftlichen Partizipation aufgegriffen werden konnten.<sup>18</sup> Interdisziplinär sind Weiterungen unseres Forschungsfeldes in die Globalgeschichte bereits angelegt<sup>19</sup>, aber auch die ungewollte Aktualisierung durch eine zerstörerische Tagespolitik und damit die Wiederauflage altbekannter Problemlagen eines künftig zu erwartenden Wiederaufbaus, wenn wir mit Schrecken wiederholt Kunde erlangen etwa von der aktuell fortgesetzten Zerstörung der Altstadt Aleppo im syrischen Bürgerkrieg.

Für die deutsche Erinnerungskultur und insbesondere für die Geschichtswissenschaft stellte sich im Kontrast zu den anderen europäischen Nationen zudem die Aufgabe, - ohne die Unterschiede im Gedenken an die Kriegsoffer aus ganz verschiedenen Opfergruppen einzuebnen, - in moralischer Distanz und fundamentaler Kritik auch an die Täter des Zweiten Weltkrieges zu erinnern, die als Verursacher der Kriegszerstörung gelten müssen und oftmals auch als deren Reparateure auftraten. Eine immanente Widersprüchlichkeit liegt zudem darin begründet, dass einige prominente Nazi-Helfershelfer im sogenannten „Wiederaufbaustab“ um den wichtigsten Nachschubplaner und Organisatoren von Zwangsarbeit und „Vernichtung durch Arbeit“, Albert Speer, in ihrer Funktion als Stadtplaner danach jedoch erneut in besonders einflussreiche Positionen in Westdeutschland aufgerückt waren. Vielfach hatten Exponenten des Wiederaufbaugeschehens in den stark zerstörten Städten eine Aufstiegsbiographie während des Nationalsozialismus absolviert, während andere, wie Ernst May oder Werner Hebebrand dem Lager der Nazi-Gegner angehört hatten.

Methodologisch hat sich im Überkreuzungsbereich von Stadtgeschichte und der Erfahrungsgeschichte des Wiederaufbaus sowie der Diskursgeschichte von Rekonstruktionen die bilanzierende Auswertung monographischer Fallgeschichten bewährt, so wie sie in den vorgenannten Monographien und Sammelbänden bereits zur Regel geworden und auch im DFG-Forschungsprojekt des Verfassers durchweg angewendet worden ist. Auf weitgehend ähnlich ausformulierte Fragestellungen für eine lokal recht unterschiedliche Empirie konnten dementsprechend eng gefasste bilanzierende Feststellungen getroffen werden. Hinsichtlich der Aufarbeitung des Potenzials von Bürgermitbeteiligung oder auch von Bürgerprotesten konnte der Radius der von einem traditionellen Elitenhandeln der Meinungsführer aus Politik und Verwaltung vorgegebenen Entscheidungsprozesse über den Wiederaufbau bestimmt werden, wobei zuvor ein recht großes Potenzial an bürgerschaftlichem Interesse vorausgesetzt worden war. Im Verlauf der Archivrecherchen zeigte sich dann aber, dass dieser letztere Gesichtspunkt in der Bundesrepublik eher den Ausnahmefall darstellte. Die Ausweitung von Interessenkonflikten um Rekonstruktionen auf eine bürgerschaftliche Ebene und damit ihre Fortset-

18 Vgl. Uwe Altröck/ Grischa Bertram/ Henriette Horni, Bürgerschaftliches Engagement als Katalysator für Rekonstruktionen, in: Nerdinger, Rekonstruktion, S. 156–167.

19 Vgl. Angelika Eppler, Lokalität und die Dimensionen des Globalen, in: Historische Anthropologie 21 (2013), S. 4–25.

zung als in die Zivilgesellschaft geöffnete politische Aushandlungsprozesse fand generell nur in beschränktem Umfang statt.

Aufgrund der recht hohen Mobilisierungsschwelle wurde sie erst im Rahmen von manifesten Konfliktsituationen initiiert. Wenn zumindest eine wichtige, unterlegene Konfliktpartei mit starken politischen Verankerungen in der lokalen Öffentlichkeit auf Dauer oppositionell mobilisiert werden konnte, entstanden durchaus wenig kontrollierte Diskursräume bürgerschaftlicher Selbstverständigung über das Für und Wider von Rekonstruktionsvorhaben. Ansonsten dominierte das Wiederaufbaugeschehen allerdings, auch mangels Interesse der Öffentlichkeit, das Konsenshandeln der Lokalpolitiker. Zu erklären ist die überwiegende Distanzierung der Stadtbürger von den Entscheidungsprozessen über den rekonstruktiven Wiederaufbau von Baudenkmalen durch die Notlagen der Zeitumstände.<sup>20</sup> Die Nachkriegsjahrzehnte begannen in einer für alle Wiederaufbaustädte existenziellen Mangelsituation, welche außergewöhnliche biographische Belastungen nach sich gezogen hatten. Erst langsam wandelten sich diese Notjahre zu den „Wirtschaftswunderjahren“, zu jenen „trentes glorieuses“, welche Europa eine beispiellose Aufholjagd der Prosperität nach den einschneidenden Jahren der Kriegskatastrophe des Zweiten Weltkrieges beschert hatten. In charakteristischer Weise wuchs das Interesse an Rekonstruktionen erst am Ende dieser Periode wieder an. Es läutete den Beginn der postmodernen Phase des Wiederaufbaus ein.

Die weitgehenden Gemeinsamkeiten in den prägenden Zeiterfahrungen der Wiederaufbaujahrzehnte ermöglichten es, das DFG-Forschungsprojekt innerhalb eines weit gespannten Vergleichsrahmens abzuschließen. Die Stadtgeschichte relativiert die ansonsten dominierende Bedeutung des nationalen Bezugsrahmens für politikgeschichtliche Fragestellungen zugunsten neu konfigurierter gesellschaftspolitisch relevanter Entscheidungsprozesse. Hierzu trägt auch die Vergleichbarkeit lokal definierter alltags- und mentalitätshistorischer Fragestellungen bei.<sup>21</sup> Infolge der raumbezogenen Analyse von Sozialgeschichte können einige methodologische Fortschritte im Forschungsfeld der Wiederaufbaugeschichte registriert werden, insbesondere in der Verknüpfung von Deutungsanalyse und politischer Prozesshaftigkeit von Entscheidungskonflikten in konkreten Ortsbezügen. Anzumerken ist, dass damit kein Zurück zu einem lokalistischen Traditionsverständnis verknüpft ist, so wie es in ideologischer Absicht gerade die interessegeleiteten Exponenten in den gegenwärtigen lokalpolitischen Debatten zugunsten von Rekonstruktionsvorhaben oftmals unverhüllt anstreben, sondern das Gegenteil, die multiperspektivische Ausweitung des Analysespektrums in der Gesellschaftsgeschichte auf vielfältige Akteure und deren Wahrnehmungspraxen von Stadt. Diese spezifische Konzeptualisierung einer historischen Analyse der diskurs- und erfahrungsgestützten Auswirkungen von konkreten Raumbezügen kann

20 Vgl. in transnationaler Perspektive: John Barzman, *Reconstruction, identités et mémoire des cités provisoires de l'agglomération havraise. Réflexions sur un projet mené à Gonfreville-l'Orcher en 2004*, in: Bouillot, *la reconstruction*, S. 287–299.

21 Vgl. Felix Brahm/ Angelika Epple/ Rebekka Habermas, *Editorial: Lokalität und transnationale Verflechtungen*, in: ebd., S. 1–3, hier S. 1.

einige Aktualität beanspruchen: „Während das Globale oftmals für das Flüssige und Nicht-Fassbare steht, verspricht das Lokale, Konkretes und Greifbares zu bergen. Dabei erhält das Lokale eine neuerliche Aufladung mit Authentizität und Tradition. Ein solches Verständnis des Phänomens „Lokalität“ fällt freilich weit hinter die Grundüberzeugung des spatial turns zurück und vernachlässigt die soziale und kulturelle Konstruktion von Räumen.“<sup>22</sup> Erst in einem tendenziell übernational angelegten Verständnis von Lokalität gewinnt unser Frageansatz sein Gewicht, wenngleich der nationale und auch der regionale Bezugsrahmen weiterhin eine Messlatte des Vergleichs bleiben kann. Städtischer Raum, die lokale, die regionale und die nationale Geschichte, die Identitätskonstruktion von Stadtbürgergesellschaften in den Nachkriegsjahrzehnten und ihre darauf gegründeten Rekonstruktionsabsichten im Akteurshandeln des Wiederaufbaus ergeben somit ein vergleichbares Analyseraster kommunaler Selbstverständigungsprozesse, das in seiner spezifisch ausgeweiteten Diskursivität außergewöhnlich ertragreich ist. Deren Beschreibungselemente können uns mitteilen, welche Richtung in der Akzeptanz von gelenkter Traditionsstiftung eingeschlagen wurde, um Orientierung und Konsens zu stiften. Und schließlich lädt dieses, in der Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts noch weitgehend unbekanntes Forschungsfeld, zur europaweiten Kooperation ein.

Nach der Kriegszerstörung wurden die Stadtbürger Zeugen eines jahrzehntelangen anhaltenden Neubauprozesses ihrer Städte. Er forderte die imaginative Identifikationsbereitschaft mit einer Trümmerlandschaft heraus, in welcher die Reste einer vertrauten repräsentativen, urbanen Welt zukunftsorientiert verwertet wurden. Allerdings wurden oftmals noch erhaltenswerte Ruinen überbaut. Neu errichtete Repräsentationsgebäude, neu geplante Straßenzüge und ganze Stadtquartiere entstanden in den Innenstädten und den angrenzenden Quartieren. Vor allem in diese wurden die Sinndeutungen der alten, der zerstörten Stadt als ein lastendes Gepäck imaginärer Raumerfahrungen hineingetragen, um Orientierung auf traditionsreichem Gelände zu stiften. Zunächst noch in den Trümmern und dann in den vielen Neubauquartieren entstand eine unumkehrbare Bedeutungsübertragung solcher historischen Wahrnehmungsmuster der traditionellen Stadträume. Die Erinnerung an die frühere Raumerfahrung der alten Stadt lieferte die Folie für ihre Neuabmessung in der Moderne des Wiederaufbaus.

In der lokalen Erinnerungskultur entstanden aus dieser fortgesetzten Begegnung mit der Geschichte von in der Zerstörung völlig veränderten Raumbezügen nicht nur Ansatzpunkte zur Beurteilung der funktionalen Leistungen und Defizite der modernen Wiederaufbaustadt, sondern es entstanden identitätsstiftende Orientierungsmuster des Lokalen, welche im Rückgriff auf die Geschichte der Stadt ausformuliert wurden. Sie ermöglichten zunächst die Sinndeutung von dramatischen und existenziellen Bedrohungserfahrungen des Krieges, schließlich auch ein Opfergedenken und im Gefolge dieser alltagsweltlich verankerten, weniger diskursiv als kommunikativ erschlossenen Memorialpraxen auch die fortgesetzte Historisierung der eigenen Stadt durch den Wiederaufbau. Diese folgte weniger

den Normen und Leitlinien einer kanonisch verankerten Lokalgeschichte als den mentalen Bedürfnissen einer Aufarbeitung unvorstellbarer Katastrophenerfahrungen. Damit schufen die Städte eine eigenständige Wiederaufbauerfahrung, deren materielle und mentale Ergebnisse die Stadtgesellschaften des späten 20. Jahrhunderts entscheidend geprägt haben. Im Rückbezug der lokalen Zerstörungserfahrung auf die identitätsstiftenden Angebote der jeweiligen Nationalgeschichte entstand zudem ein diskursives Potenzial, welches eine Widerspiegelung der infrastrukturellen und geschichtspolitischen Defizite des Wiederaufbaugeschehens zur Folge hatte und fortgesetzt Umorientierungen in der Stadtplanung anmahnte.

Diese prägende Zeiterfahrung in der Epoche des Wiederaufbaus Europas ist das Thema unseres Sammelbandes. Als eine allen zerstörten Städten gemeinsame Praxis in der Aneignung von Katastrophengeschichte und Zukunftsorientierung schuf sie die Basis für kollektive Selbstverständigungsprozesse. Eine flexible Neuausrichtung von divergenten Identifikationsmustern der europäischen Stadt im Umbruch von den zerstörten Raummustern ihrer baukulturellen Traditionen zur Neuorientierung auf die Moderne war die Folge. Sie bildete den Resonanzraum für eine staunenswerte materielle und ideelle Wiederaufbauleistung. Überall in Europa entstand aus den Trümmern in den Innenstädten erneut ein vitaler Begegnungsraum vielfältig aufeinander bezogener Identifikationsmuster. Er wurde angelehnt an die visuelle und diskursive Wiedererkennbarkeit von unverwechselbaren Raumbildern, die oftmals nur noch in Ausschnitten rekonstruiert und damit materiell wiederhergestellt werden konnten. Aber die Authentizität des Wiederaufbaues blieb eine nachrangige Bewertungskategorie. Traditionelle Raumbezüge der Stadt sollten als eine kollektive Erinnerungsleistung in ihrer identifikationsstiftenden Wertigkeit imaginiert werden und deshalb selbst durch Neubauten reidentifiziert werden können. Dieser Spagat einer Bedeutungsübertragung des zerstörten Historischen in das modern neu Geschaffene gelang allerorten. Und das geschah, ohne dass es eine Blaupause für die Stadtbürgergesellschaften gegeben hätte, wie mit dieser enormen Herausforderung umgegangen werden sollte, stadt-räumliche Traditionen weniger als authentisch erscheinende Nachbildung des Zerstörten, denn als dem modernen Zeitgeschmack angepasste Neuschöpfung stimulieren zu können. Die Auseinandersetzung mit den städtebaulichen Erfahrungsmustern der Vorkriegszeit blieb nicht der einzige Bezugspunkt, um Geschichte auf vielfältigen Wegen als eine Legitimation unsicher gewordener Wertbezüge anzunehmen und städtebaulich zu instrumentalisieren. Auch die Herausforderungen moderner Planungsvorstellungen unter Knappheitsbedingungen schufen identitätsprägende Ankerpunkte der Selbstverständigung in einer Zeit des Aufbruchs und der Neuorientierung, indem sie neben der Geschäftshaus- und Warenhaus-City auch die autogerechte Verkehrsraumstadt und ihre großräumigen Funktionsgebäude, wie zentrale Verwaltungsgebäude und Parkhäuser, schuf.

Während die Planungsgeschichte für die Epoche der „zweiten Moderne“, der Einfluss moderner Raumvorstellungen auf die Wiederaufbaustadt, bereits vielfach analysiert worden ist, sind unsere Kenntnisse über die Wiederaufbauerfahrung in den europäischen Städten und insbesondere über die Aneignung von Geschichte in dieser Erfahrungsperspektive bis jetzt noch immer vergleichsweise gering ge-

blieben, so dass das Gemeinsame einer europäischen Wiederaufbauerfahrung erst unter den Prämissen einer transnationalen Geschichtsschreibung Kontur gewinnen kann. Offenkundige Ähnlichkeiten und vielfache Querbezüge in der Baugeschichte dieser Epoche können dadurch typologisch ausdifferenziert und empirisch genauer bestimmt werden.

Obgleich eine Geschichtsschreibung des lokalen Wiederaufbaus oftmals ersetzt wurde durch eine wenig ausdifferenzierte Traditionsbildung von Elementen einer europäischen Stadtkulturgeschichte, oftmals im langen Rückgriff auf ferne Zeiten, blieb das Fenster einer kritischen Selbstsicht in der Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit im 20. Jahrhundert weit geöffnet. Insbesondere in Deutschland und gerade in den deutschen Städten wurzelte in der weit verbreiteten mentalen Abwehr der Aufarbeitung der NS- und der Kriegsgeschichte und vor allem des Völkermordes an den europäischen Juden sowie anderer Verfolgten-gruppen ein inoffizielles Redeverbot und ein Schweigegebot. Aus den verschiedensten Gründen, welche die Abwehr der Erinnerung zum Ziel hatten, konnten beide dennoch einen fragilen Identifikationskonsens in den Stadtgesellschaften stiften. Aus den daraus resultierenden Aporien der lokalen Erinnerungskulturen dieser Jahre erwachsen stellenweise geschichtspolitisch prekäre Memorialpraxen. Deren identifikationsstiftender Kosmos setzte zudem enge Grenzen des geschichtspolitisch gerade noch Tragbaren. Wie im Beitrag von Andrew Bergerson für die Stadt Hildesheim gezeigt wird, wurden diese in der Generationenfolge schließlich übersprungen, ohne damit gleichzeitig veritable neue Identifikationsanreize für die Stadtgeschichte setzen zu können, so dass ein fluider Erinnerungsraum entstand.

So wurde in den bundesdeutschen Städten auf den indirekten Wegen der alltagsweltlichen Kommunikationsstränge und in verschlüsselter Weise, nicht immer auch ablesbar an den konkreten Bauentscheidungen im Wiederaufbau, um so mehr über die Beurteilung der Auswirkungen dieser zerstörerischen Jahre des Nationalsozialismus gestritten. Immer wurde dennoch eine einhellig solidarisierende Einigkeit in der Neuausrichtung des demokratischen Lebens auf die Werte einer freiheitlichen Öffentlichkeit gefunden. Abgesehen von der zunächst sehr engen gestalterischen Anlehnung des Sozialen Wohnungsbaus an diverse Stilvorbilder des Massenwohnungsbaus mit seinen Niedrigstandards, bestand dieser Konsens in jener kompromisslosen Entscheidung zugunsten einer „zweiten Moderne“ im Neuaufbau der Städte.<sup>23</sup> So eignete sich die Neuaufbauszenarie der deutschen Städte in besonderem Maße dazu, den Überhang an nicht aufgearbeiteten kollektiven Sinndeutungen im modernen Stadtgrundriss zu kompensieren, - jedenfalls für eine gewisse Übergangszeit, - ehe sich dann auch eine weitaus kritischere Perspektive auf die lokale Geschichte durchsetzen konnte.

Diese Moderne der Nachkriegsjahrzehnte konfligierte einerseits mit dem Traditionsüberhang der kriegszerstörten Städte und andererseits ersetzte sie ihn auch

23 Vgl. Georg Wagner-Kyora, „Zweifache Moderne?“ Die Architektur der beiden Nachkriegsjahrzehnte in Deutschland, in: Gerda Breuer (Hrsg.), *Architekturfotografie der Nachkriegsmoderne*, Frankfurt/Main 2012, S. 245–259.

durch neue stadträumliche Leitbilder. Stellenweise enthielten die Wiederaufbaustädte nur noch wenige und in Ausnahmefällen sogar gar keine Relikte einer jahrhundertealten Baukultur mehr, die sie noch wenige Jahre zuvor essenziell geprägt hatten. Und dieser Verlust wurde überbaut durch Moderne-Architektur, so dass die durch die Kriegszerstörungen im kollektiven Gedächtnis der Stadtbewohner gerissene Lücke ausgefüllt wurde durch eine neue Formensprache der funktionalistischen und dadurch ästhetisierten Stadt.<sup>24</sup> Das Verschwinden der städtischen Tradition im Verlust der unverwechselbaren Bausubstanz vieler Jahrhunderte schien unabweisbar sein, sofern nicht gezielt durch die punktuelle Bewahrung von Resten gegengesteuert würde. Im direkten Appell an die konsensstiftende Funktion von Wahrzeichen wurde allerdings vielfach verbreitet zur baulichen Rekonstruktion von zerstörten Gebäuden, fast immer auch am originalen Standort, aufgerufen, um erneut offenkundige und jedermann zugängliche lokale Sinndeutungen zu ermöglichen, die an die Stadtgeschichte angelehnt werden konnten. Sie sollten dazu einhelfen, traditionelle Identifikationsmuster als eine konsensstiftende Sammlungstrategie disparater Politik- und Ortsbezüge abrufen zu können.

Die Rekonstruktion von Wahrzeichen als Streitpunkt in den oft konfliktgeladenen Entscheidungsprozessen der Stadtbürgergesellschaften entfachte ein breites Reservoir an lokalen Sinndeutungen zur Selbstbeschreibung der Städte, die kollektiv kommuniziert wurden. Sie entfalteten eine tendenziell klassenübergreifende, tatsächlich aber wirtschaftsbürgerlich bestimmte Vorstellung, ein Bestandteil von lokalen Wiederaufbaugemeinschaften zu sein. Mancherorts, etwa in Bremen und in Hannover, waren Zusammenschlüsse aus der Innenstadt-Kaufmannschaft zum Zwecke des Wiederaufbaus auch als solche „Wiederaufbaugemeinschaften“ institutionalisiert und denominiert worden.<sup>25</sup> Als Folie eines vielfach wiederspiegelten Kommunikationsforums von Identifikationsoptionen bildet deshalb die Option zugunsten des rekonstruktiven Wiederaufbaus von besonders wichtigen Bauten, oft als Wahrzeichen der Stadt, den analytischen Fokus dieses Sammelbandes. Denn im Wiederaufbau nahm die qualitative Entscheidung zugunsten der Rekonstruktion weniger Wahrzeichen, die als Identitätsträger dienen sollten, eine diskursbestimmende Rolle ein, die weit in die lokale Öffentlichkeit ausstrahlte und Planungsprozesse stimulierte oder sie beeinflusste. Infolgedessen soll hier nach den identifikationsstiftenden Potenzialen des Wiederaufbaus gefragt werden, um im Vergleich deutscher und europäischer Wiederaufbaustädte die Gemeinsamkeiten und Unterschiede sowohl in der materiellen als auch in der mentalen Bewältigung der Kriegsfolgen auf der lokalen Ebene analysieren zu können.

Dementsprechend steht hier weniger die Baugeschichte als die Identifikationsgeschichte der Städte zur Diskussion. Sie wird in drei Kapiteln vorgestellt mit Forschungsbeiträgen zur Identitätspolitik, zur Erinnerungs- und Geschichtspolitik des Wiederaufbaus in den Medien und zur Moderne-Debatte im Rahmen der

24 Vgl. Stefanie Lieb, Der Fotograf Karl Hugo Schmölz und seine Inszenierung der 50er Jahre-Architektur in Köln, in: Breuer, Architekturfotografie, S. 147–167.

25 Vgl. Sid Auffarth, Participation citoyenne et reconstruction de hannover après la seconde guerre mondiale, in: Bouillot, La Reconstruction, S. 87–99.

Nachkriegsstadtplanungen des Wiederaufbaus kriegszerstörter Städte. Damit ist das Themenspektrum nicht allein auf die architektonischen und städtebaulichen Entscheidungsprämissen ausgerichtet, sondern stärker auf das geschichtspolitische und erinnerungskulturelle Hintergrundwissen der Stadtgesellschaften fokussiert worden, welches die daraus erwachsenden Rekonstruktionen erst ermöglichte.

Ausgehend von den architekturhistorischen Rahmenbedingungen dieser Zeit, die bislang in der Forschung dominierten, soll in einem ersten Kapitel die Identitätspolitik im Wiederaufbau thematisiert werden. Es handelt sich um die kollektiven Erfahrungsperspektiven der Zeitgenossen, die in der Beurteilung von Wiederaufbauvorhaben als mentaler Orientierungsrahmen dienen. Sie werden in einer europäischen Perspektive vorgestellt, wobei ein regionaler Vergleich von Zentren des Wiederaufbaugeschehens in Frankreich und in Deutschland die transnationale Perspektive auffächert. Einführend zeigt ein Überblick auf den Wandel in der Wiederaufbaugeschichte der britischen Hauptstadt seit den frühen 1940er Jahren bis zum Ende des 20. Jahrhunderts ihre lange Dauer auf, die sich von der Nachkriegsmoderne zur Postmoderne erstreckte. Vor diesem Hintergrund erweitert die Analyse des innerstädtischen Sanierungsquartiers von Covent Garden den Zeithorizont auf das Feld postmoderner Entscheidungsprämissen, die sich spätestens in den 1980er Jahren europaweit durchgesetzt hatten.

Es folgt der konzeptionelle Vergleich der normannischen und niedersächsischen Wiederaufbaustädte Le Havre und Hannover als „Experimentierfelder“ nationaler Aufbauoptionen in Frankreich und in Deutschland sowie anschließend ein diachroner Vergleich über die Entscheidungsoptionen in den Konflikten um den Wiederaufbau von Solitärbauten aus acht weiteren bundesdeutschen Städten: Bremen, Braunschweig, Dortmund, Hildesheim, Frankfurt/Main, Aschaffenburg, Augsburg und Pforzheim. Für Lübeck und Schwedt/Oder werden dann die gesellschaftspolitisch aufgeladenen Entscheidungsprozesse von positiv und negativ übersteigerten Repräsentationserwartungen an Wahrzeichenbauten dargelegt. In ihren übermäßig stark politisierten Sinndeutungen legen sowohl der Wiederaufbau der Hauptkirche St. Marien in Lübeck als auch der Abriss des barocken Stadtschlusses in Schwedt/Oder eine ins Extrem gesteigerte Überladung mit geschichtspolitischen Entscheidungsvorbehalten frei. Während der frühen Konfliktphasen des Kalten Krieges zielten sie weniger auf den Denkmalwert von Ruinen als auf die politische Instrumentalisierung von Geschichte als ein divergentes Identifikationsangebot der deutschen Politikereliten in der Bundesrepublik und der DDR ab. Anschließend werden die Totalzerstörungen Warschaus und der Innenstadt Rotterdams in ihrer programmatischen Ausrichtung einerseits auf die kurze Phase einer Internationalisierung der Wiederaufbauerfahrung nach der Zerstörung und andererseits in Hinblick auf den jahrzehntelangen Lernprozess im Weiterbauen dieser Wiederaufbau-Metropolen zur imageträchtigen Moderne-Stadt analysiert.

Medien und ihre Nutzungsbedingungen in Büchern und Erinnerungsklubs werden als ein Referenzraum prägender medial vermittelter Erinnerungspraxen im zweiten Kapitel vorgestellt. Zudem soll damit eine dynamische Entwicklungsperspektive auf die noch immer primär nationalhistorisch orientierte Geschichts- und

Erinnerungspolitik in den Kommunen erschlossen werden. So gewährleistet die aktorsorientierte Historisierung von lokalen Sinndeutungen eine Nahsicht auf die Mentalitätsbezüge der Akteure des Wiederaufbaugeschehens, nicht nur auf jene der lokalen Stadtplaner und der Kommunalpolitiker, sondern vor allem auch auf die Stadtbevölkerung insgesamt, die als Einzelne, als Interessengruppen oder als lokale Öffentlichkeit wahrgenommen werden konnte. Damit können die Wahrnehmungsspektren des Aufbaus in konkreten Ortsbezügen aufgezeigt werden.<sup>26</sup> Dieser Aneignungsprozess von spezifisch konturierten Wiederaufbau-Images kann hier in einer entsprechend tief gestaffelten Akteursperspektive für die deutschen Wiederaufbaustädte Heilbronn, Hildesheim und Hamburg vorgestellt werden. Gefragt wird danach, inwieweit spezifisch lokale Erinnerungspraxen auch in den geschichtspolitisch stark normierten und hegemonialisierten Deutungsangeboten der Nachkriegszeit die Oberhand gewinnen und auf ihre Weise viel dazu beitragen konnten, dass sich die Stadtgesellschaften mental stabilisierten, in der Folge dann aber auch wieder flexibler ausgestaltete Lernprozesse an den Tag legen konnten. So wurde der Repräsentationsort des Lokalen aus der Not der Totalzerstörung heraus stark aufgewertet zu einem Bedeutungsträger stadtbezogener Identifikationshoffnungen und in dieser Rolle immer wieder als ein *perpetuum mobile* der Erinnerungskultur auf der lokalen Ebene beansprucht.

Die Auswirkungen konkreter Neu- und Wiederaufbauplanungen sowie der Sanierung in den Nachkriegsstädten werden im dritten Kapitel umfassend dargelegt. Mit dem allgemein verbreiteten Wissen um die baukulturellen Traditionen zerstörter Städte wurde seitens der führenden Stadtplaner dennoch überwiegend das Leitbild der Moderne in Städtebau und Architektur verwirklicht. In Wiederaufbaukontroversen um herausgehobene Denkmäler und die bauliche Ausgestaltung der Städte entstand in der lokalen Baukultur ein dynamischer Aushandlungsprozess, welcher die identitätspolitische Neuausrichtung nach dem Zweiten Weltkrieg prägte. In der Überschau auf Rotterdam, auf Berlin-West für die 1950er Jahre und auf Berlin-Ost für die 1980er Jahre, auf Tallinn, Brescia und Mailand, erneut auf Pforzheim und Hamburg sowie auf ein nordamerikanisches Vergleichsbeispiel, das Altstadt-Sanierungsgebiet in Philadelphia (USA), soll in monographischer Vergleichsperspektive bestimmt werden, auf welchen Wegen die Inwertsetzung der Relikte des baulichen Architekturbes der Städte in den Trümmerlandschaften der Nachkriegszeit entschieden wurde. Sie wurde keineswegs überall begrüßt. Vielmehr beschränkten vor allem Rotterdam und Pforzheim, weniger auch Mailand den Weg einer kompromisslosen Abkehr von traditionellen Raumbezügen zu Lasten des Architekturbes. Überwiegend aber setzte sich die Orientierung an der historischen Stadt auch gegen erhebliche Widerstände als die dominierende Leitlinie der lokalen Baupolitik durch.

Der Städtevergleich, so wünschenswert er konzeptionell als das Ergebnis der Fallanalysen in der Zusammenschau ist, wird in der Abfolge der Beiträge unseres Sammelbandes vor allem als eine Perspektive für die weitergehende Kontextuali-

26 Vgl. Georg Wagner, Wiederaufbau und Stadtgeschichte. Neuorientierungen nach dem spatial turn, in: IMS 2/2010, S. 92–97.

sierung und Ausdifferenzierung der hier vorgestellten aktuellen Forschungsergebnisse zur Erfahrungsgeschichte in den jeweils monographisch aufgearbeiteten Wiederaufbaustädten vorgestellt. Für den binationalen Zweiregionenvergleich von Normandie und Niedersachsen und den bundesdeutschen Mehrstädtevergleich können bereits die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den jeweiligen Akteurspraxen herausgearbeitet werden, in einigen weiteren Beiträgen werden zudem Parallelgeschichten aufgezeigt und ihre Bestimmungsmerkmale werden kontrastiv zugeordnet. Der systematische Vergleich von Typologien in den Akteurspraxen und Identitätskonstruktionen entsteht hier als ein work in progress, das den Leser appellativ in diesen un abgeschlossenen Prozess einbezieht. Aus den vielfältigen Ergebnissen der unterschiedlichen monographischen Fallbeispiele entsteht der surplus eines empirisch und methodisch stark aufgefächerten Analysespektrums. Er soll anregen, in der Vielzahl lokaler Fallbeispiele eine Multiperspektivität in der Analyse des Wiederaufbaugeschehens in Europa anzustreben und darin unterschiedliche Herangehensweisen zu integrieren. Auch wenn die Nahsicht auf die lokale Ebene arbeitsökonomische Grenzen setzt, wird dennoch ein abgerundetes Spektrum an Fallgeschichten erschlossen, das unmittelbar Querbezüge und Bilanzierungsangebote erschließt. Dementsprechend haben sowohl die schon länger verankerte transnationale europäische Vergleichsperspektive und auch der Impuls gebende Diskurs über das Vergleichende in der europäischen Stadtgeschichte interdisziplinäre Grenzüberschreitungen zu den Sozial- und Kulturwissenschaften bewirkt.

Weil die Beiträge/innen unseres Sammelbandes beide Dimensionen unseres Forschungsfeldes berücksichtigt haben, die materielle Baupraxis in den Wiederaufbaustädten und ihre immaterielle Diskursebene, konnten ihre Aufsätze entsprechend ihrer jeweils recht unterschiedlichen Schwerpunktsetzung drei Kapiteln unseres Sammelbandes zugeordnet werden, welche die Grundzüge der gegenwärtigen Forschungsdebatten abbilden. Sie thematisieren die Identitätspolitik der städtischen Öffentlichkeiten in der Auseinandersetzung mit Rekonstruktionsvorhaben, die daraus resultierende, medial vermittelte Geschichts- und Erinnerungspolitik, welche der Propagierung von Konsensräumen diene, und schließlich die Auseinandersetzung dieser Konsensangebote im Wiederaufbau mit jenen der Architekturmoderne in der Stadtplanung. Damit profilieren die hier vorgelegten Beiträge ihre Forschungen zum rekonstruktiven Wiederaufbau und zur modernen Wiederaufbauplanung als ein zeitgenössisches Experimentierfeld lokaler Mentalitätslagen im Epochenbruch der Nachkriegsjahrzehnte.

Der Wiederaufbau, so lautet die These unseres Sammelbandes, veränderte die Erfahrungsperspektive der europäischen Stadtgesellschaften fundamental und dennoch in prinzipiell vergleichbarer Art und Weise, weil er die qualitative Ausgestaltung des zerstörten Innenstadtbereiches als ein Konsensangebot zur Neuschaffung identitätsstiftender, repräsentativer Ortsbezüge verhandelte und damit nachhaltig auf eine Ausweitung öffentlicher Aneignungspraxen von repräsentativ ausgestalteter Stadtwahrnehmung hinwirkte. Es handelte sich um einen diskursiven Prozess der Inwertsetzung und der Konsensstiftung von stadträumlich allgemein zugänglichen Aneignungsformen baulich verankerter Lokalität. In der Aus-

einandersetzung mit festgelegten architektonischen Stereotypisierungen der Vergangenheit sollte sie eine Zukunftsorientierung der geschundenen Stadtgesellschaften in der Nachkriegszeit erleichtern. Weil diese Aneignungspraxis in hohem Maße akteursorientiert zugewiesen wurde und deshalb diskursintensiv ausgestaltet war,<sup>27</sup> soll im Folgenden eine ausführliche additive Zusammenschau auf die Ergebnisse aller Beiträge erfolgen, um in der Aneinanderreihung der darin positionierten Erklärungsansätze jene Vergleichbarkeit der Wiederaufbaupraxis erst in Umrissen sichtbar zu machen, deren konzeptionelle Zusammenführung noch künftigen Forschungen vorbehalten bleibt.

Dass die Identitätspolitik der Wiederaufbaustädte weitaus weniger umstritten gewesen war, als angesichts der harschen materiellen Problemlagen der Nachkriegsjahrzehnte vermutet werden könnte, überrascht dennoch nicht. Sie wurde als eine zeitspezifisch ausgehandelte Konsenssphäre entlang fest stehender Identifikationsmuster organisiert, - das betonen die sieben Beiträge des ersten Kapitels über die Identitätspolitik im Wiederaufbau unisono. Strittig waren weniger die Inhalte der dominierenden städtebaulichen und architekturhistorischen Orientierungsmuster als die Umsetzung ihrer bestmöglichen Planungen. Und strittig wurden erst dann die Deutungsangebote von Geschichtspolitik, die nach erfolgtem Wiederaufbau auf diesen neu errichteten Gebäuden aufsattelten, nachdem sie zuvor der Propagierung dieser Baumaßnahmen gedient hatten. Infolgedessen entstand mehr und mehr eine kritische Öffentlichkeit in den Wiederaufbaustädten, die sich fortschreitend für die bauliche Ausgestaltung ihrer öffentlichen Repräsentationsräume zu interessieren begann. Der Wiederaufbau entwickelte sich dadurch schrittweise zu einer un abgeschlossenen Lernprozedur kollektiver Selbstverständigungsprozesse über das baulich Machbare in der ehemals kriegszerstörten Stadt mit dem Ziel einer bürgerschaftlichen Konsensstiftung in identitätsstiftenden Ortsbezügen.

Die soziopolitischen Rahmenbedingungen des Wiederaufbaus resultierten einerseits aus dem Umfang der Kriegszerstörungen und andererseits aus den darauf basierenden Beeinträchtigungen der allgemein schlechten Wohnverhältnisse für einen Großteil der Stadtbevölkerung in den schwer kriegszerstörten Groß- und Mittelstädten. Dennoch war der Erhalt der noch vorhandenen Bausubstanz, selbst in den Innenstädten, keineswegs gesichert. Vielmehr forderten Ruinen und unansehnliche Gebäudereste sowie Behelfskonstruktionen jedweder Art zur Kahl-schlagsanierung ganzer Stadtquartiere heraus. In den englischen Nachkriegsstädten setzte sich eine rücksichtslose innerstädtische Verkehrsführung zugunsten des motorisierten Individualverkehrs durch. Selbst in Altstädten mit noch völlig intakter Bausubstanz bewirkte sie eine Abrisswelle zu Lasten der historischen Bausubstanz. Robert Morris zeigt in seinem Überblicksbeitrag über die Londoner Stadtentwicklung zwischen Moderne und Postmoderne auf, wie der Impuls zum Quartiersabriss die Wahrnehmung von historisch gewachsenen Raumbezügen fundamental veränderte. Aus der daran anknüpfenden Erfahrung der Verinselung

27 Vgl. Georg Wagner-Kyora, *Interprétations et pratiques du consensus entre les acteurs de la reconstruction: la réédification de monuments architecturaux à Hanovre et à Brunswick 1943*, in: Bouillot, *La Reconstruction*, S. 115–148.

einiger in ihrem unmittelbaren Umfeld nicht als Ensembles geschützter, besonders prominenter Baudenkmale, der barocken Gemeindegkirchen Christopher Wrens im Londoner Stadtzentrum, erwuchs erst langsam ein Bewusstsein des Verlustes traditionsreicher Raumgefüge. Im Nachgang der Kriegszerstörung nahm es eine gleichrangige Bedeutung als historischer Einschnitt an.

Bis dahin hatte in der Londoner Öffentlichkeit lediglich die technisierte und vordergründig funktionalisierte Stadtwahrnehmung einer sozialstaatlich legitimierten Wachstumsmoderne dominiert. Dieses Leitbild hatte einen Raubbau an der historischen Bausubstanz im Londoner Stadtzentrum selbst noch nach den einschneidenden Kriegsbombardements erlaubt. Spät setzte ein Stimmungsumschwung zugunsten des Historischen ein, der in England von den intakt gebliebenen Wohn- und Arbeitskontexten in alltagsweltlich noch abgeschlossenen Erfahrungsräumen aus der Arbeiterschaft ausging. Er wurde erst bei Gelegenheit der Sanierung des Wohnumfeldes des Quartiers von Covent Garden, dessen Marktplatz bekannt geworden war als traditionsreicher Standort eines Blumenmarktes, zur Chance einer innerstädtischen Aufwertung auch eines bürgerlichen Wohnquartiers genutzt, jedoch um den Preis seiner Gentrifizierung. Der international viel beachtete, große Erfolg dieses Sanierungsprojektes wirkte sich unmittelbar zugunsten einer neuen, architekturhistorisch umstrittenen Geschmackstendenz aus, jener der Postmoderne. Sie wurde konzeptionell als eine Neuinterpretation der Architektur-Moderne aufgefasst, indem sie zur Traditionswahrung aufrief, sich dafür aber beliebiger Mittel der Stadtraumgestaltung bedienen wollte, darunter auch jenes der Rekonstruktion von Wahrzeichen. Infolgedessen obsiegte ein auf das Dekor der innerstädtischen Begegnungsraumes ausgerichteter neuer postmoderner Historismus im Quartiersumbau.

Als Epochenzäsur wurde die gesellschaftspolitische Entleerung des Stadtraumes von sozialpolitischen Ansprüchen zugunsten der Neuorientierung auf die konsenstiftende Leitbildfunktion von repräsentativen Images als Königsweg in der Stadtgestaltung der zentralen Innenstadtquartiere wahrgenommen. Sie reformulierten die Grundlagen des Städtebaus dezidiert unkritisch, also nicht als ein Projekt des Lernens an konkreten Ortsbezügen. Wiederholt wurde darauf hingewiesen, dass eine solche Umorientierung lediglich gefällige Straßenansichten schaffe, welche diverse Wohlfühloptionen konsumorientierter Nutzungen bedienen wolle, aber keine integrative Wirkung über die klassengesellschaftlichen Grenzen der Konsumgesellschaft hinweg mehr entfalte, was die Moderne noch angestrebt habe. Noch gesteigert wurde diese Engführung durch ein sektoral an Gutverdienende adressiertes Event-Marketing. Obgleich diese Strategie die Innenstädte schließlich merklich aufwertete, blieben die eigentlich als Initiatoren dieses Leitbildwandels zu identifizierenden Protestler, die sich primär gegen den Flächenabriss in den historisch gewachsenen Innenstädten aufgelehnt hatten, dabei auf der Strecke.

Es handelte sich um jene Mieter, die sich in öffentlichkeitswirksamen Protesten im Verlauf der 1970er Jahre gegen die Verdrängung aus ihrem Quartier zunächst erfolgreich zur Wehr gesetzt hatten, indem sie zuvor die Kahlschlagsanierung als stadtplanerische Option des Quartiersneubaus zunächst abgestoppt hatten. Ihre Verdrängung als Folge einer Totalsanierung von Covent Garden war ur-

sprünglich eingeplant gewesen und sie wurde später dennoch umgesetzt, weil diese Durchschnitts- und Niedrigverdiener dem Druck der Gentrifizierung und ihrer Marktgesetze infolge rasant ansteigender Mieten dann nicht mehr standhalten konnten. Es zählt zu den widersprüchlichen Folgen der Stadtsanierung, dass der weit verbreitete Bürgerprotest seine Primärziele ohne die flankierende Einhegung der Mietenentwicklung letztlich nicht erreichen konnte, dann aber die Initiatoren des Bewohnerprotestes dennoch massiv abstrafte. Was in London eintrat, erfasste jede andere Innenstadtlage in den Folgejahrzehnten ebenfalls: Auch wenn die dort ansässigen Quartiersbewohner es gewesen waren, die den Erhalt der kleinteiligen Bebauung in Covent Garden durchgesetzt hatten, wurden sie anschließend, im Gefolge ihrer Sanierung, aufgrund der wirtschaftlichen Benachteiligung ihrer sozialen Lage rücksichtslos verdrängt.

Le Havre für Frankreich und Hannover für Deutschland wurden zeitgenössisch als „gigantische Experimentierfelder des Wiederaufbaus“ (Corinne Bouillot) wahrgenommen. Beide Städte verwirklichten in technischer, konzeptioneller und funktionaler Hinsicht radikal moderne lokale Wiederaufbauparadigmen und schufen damit einen Avantgarde-Städtebau der Nachkriegszeit. Im binationalen Regionalvergleich bettet Corinne Bouillot diese transnationale Vergleichsperspektive auf zwei besonders prominente Fallbeispiele in das Referenzfeld von Wiederaufbauregionen ein und macht damit die schier unbegrenzten materiellen Umgestaltungsmöglichkeiten der europäischen Wiederaufbaustadt sichtbar. Die Normandie und Niedersachsen können als Landschaften vieler und besonders stark kriegszerstörter Mittel- und Großstädte identifiziert werden. Diese Kernregionen des Wiederaufbaus bildeten eine Vorreiterrolle für den Nachkriegsstädtebau ihrer Nationen aus. Im Ergebnis können ihre lokalen Wiederaufbauleistungen nach den gleichen Parametern von Entwicklungstypologien in ihren jeweiligen nationalen Kontexten des Städtebaus verglichen werden. Diese Herangehensweise erweitert sowohl methodologisch als auch konzeptionell die Potenziale der europäischen Stadtgeschichtsforschung, weil sie die Region als Referenzfeld von lokalen Wiederaufbauentscheidungen identifizieren kann. Auf diesem Wege werden internationale Stadtvergleiche auf einer erweiterten Aggregationsebene ermöglicht.

Wiederaufbaustädte bieten ein derart breit aufgefächertes Spektrum von fallanalytischen Ähnlichkeiten im Städtebau und der Ausgestaltung ihrer Identitätspolitik, so dass sie die erforderliche Empirie einer Mehrzahl von Referenzpunkten für einen Vergleich von Fallbeispielen bereitstellen können. Damit kann ein Nebeneinander von Pionierleistungen im Städtebau aufgezeigt werden, welches ein Gesamtspektrum möglicher Realisierungschancen im Wiederaufbaugeschehen erschließt. Es erstreckt sich sowohl auf die Verkehrskonzepte in radikal neu aufgebauten Planstädten als auch auf die Wohnangebote für neue Familiengrundrisse in diesen neuen Stadtquartieren, schließlich auch auf das Erinnerungskonzept der Moderne-Städte. Sie reagierten wesentlich zupackender auf die Herausforderungen der Trauerarbeit, als das oftmals wahrgenommen worden ist. Der rekonstruktive Wiederaufbau von Wahrzeichen nahm darin allerdings eine randständige Position ein, - zumindest kann das für Hannover festgestellt werden, während in Le Havre fast gar keine mehr fortexistierten. Und auch wenn in Rouen, der Regional-

hauptstadt der Ober-Normandie, der Erhalt einer Erinnerungskirchenruine ebenfalls abgelehnt worden ist, während Hannover ihn in paradigmatischer Weise mit der Ruine der Aegidienkirche als Monument der Opfer des Bombenkrieges verwirklichen konnte, tritt im Städtevergleich ansonsten die überraschende Ähnlichkeit in der Wiederaufbaustrategie hervor. Allen kriegszerstörten Städten dieser beiden Regionen war es um die dezidierte bauliche Repräsentation eines emphatisch akzentuierten Neubeginns zu tun, der in Deutschland zudem als Rückkehr zur eigentlichen Traditionslinie der Stadt in einer langen Geschichte seit dem Mittelalter und in widersprüchlicher Weise auch als ein Leidensweg zur Demokratisierung der Nation pointiert aufgewertet wurde. Infolgedessen konnten diese Potenziale zur demokratisch legitimierten Identitätsstiftung des Wiederaufbaus in recht unterschiedlicher, aber doch in vergleichbar erfolgreich instrumentalisierter Art und Weise ausfüllen. Die Bevölkerungsmehrheit in Le Havre schließlich überwand den lang anhaltenden Schock des baulichen Traditionsbruches, der die nur zögerliche Akzeptanz der Moderne-Stadt bewirkt hatte, erst durch seine späte Anerkennung als Weltkulturerbe.

Mit einem Querschnittsvergleich jener besonders wichtiger Solitärbauten, die als Wahrzeichen für bundesdeutsche Nachkriegsstädte rekonstruktiv wieder gewonnen werden sollten, schließt der Herausgeber, Georg Wagner-Kyora, an. Begrenzt auf das kleine Spektrum weniger Elitenangehöriger in den traditionellen lokalen Akteursnetzwerken von Kommunalpolitik und -verwaltung wurden Rekonstruktionen als Ausnahmefälle des Moderne-Neuaufbaus der Innenstädte integriert. Ziel war die Errichtung einer neuen Geschäftshaus-City, nicht die Wiederherstellung traditioneller Straßenfluchten. Dennoch sollten die unbestritten wichtigen Baudenkmale in ihrer raumkonstituierenden Wahrzeichenfunktion wieder aufgebaut werden. Wegweisende Richtungsentscheidungen dieser Art wurden vor allem in Hinblick auf die städtebauliche Wirkung von Wahrzeichen in Ensembles und inmitten von Silhouettenansichten getroffen. Mit dieser Prärogative der Ansichtigkeit von historistischen Repräsentationsbauten sollte direkt an die Erlebnisperspektive der Stadtbürger aus der Vorkriegszeit angeknüpft werden. Allerdings zeigen verschiedene Alternativentscheidungen beim Abriss der Ruinen bedeutender Baudenkmale: der Ansgarikirche in Bremen, des Rathauses in Dortmund oder der überall durchgesetzten Beseitigung von Kleinstgrundstücken privater Eigentümer in den Altstädten, dass die Stadtplanung keiner Erhaltungssatzung folgen musste, die durch denkmalrechtliche Schutzbestimmungen normiert gewesen wäre, wenn sie das nicht wollte. In der Bundesrepublik gab es keine Baugesetzgebung und deshalb verfahren die Kommunen mit ihren historisch bedeutenden Ruinenbeständen vielfach verbreitet willkürlich im schlechten Sinne des Wortes, nämlich bedenkenlos, indem sie diese kurzerhand beseitigten.

Eine weitere Einschränkung zielt auf die identitätspolitische Bedeutung der Rekonstruktionen, deren Wiederherstellung ja immer große materielle Reserven aufzehrte. Sie war gewünscht, allerdings in ihrer intendierten propagandistischen Wirkung auch nicht überzubewerten. Und ein darüber hinausgehender Lerneffekt, eine Geschichtsarbeit an den rekonstruierten Bauten, war damit nicht verknüpft. Aus Sicht der Stadtplaner handelte es sich eher um eine vergleichsweise freimütig

ausgeführte Möblierung des Innenstadtraumes mit dem Dekoratum weit zurückliegender identifikationsstiftender Epochen der Stadtgeschichte. Der städtische Begegnungsraum wurde zudem störender nationalgeschichtlicher Deutungsanker entkleidet, um in der Wiederaufbaugesellschaft allgemein konsensfähig werden zu können. Diese Verschlankung von Traditionsüberhängen sollte als ein pointiert lokalistisches Deutungskonzept verwirklicht werden können. Eine solche Strategie des Ausweichens vor den erinnerungskulturellen Hinterlassenschaften des Stadtraumes, vor allem jenen des Nationalsozialismus, wurde nahezu überall gewählt, um einen, auf lange Sicht allerdings fragwürdig erscheinenden Wiederaufbaukonsens zu stiften. Ausnahmen wie der kontroverse Abriss des Braunschweiger Schlosses im Jahr 1960, der dezidiert als eine Volte gegen die NS-Überformung dieses Gebäudes anzusehen ist, bestätigen diese Regel.<sup>28</sup>

In den Wiederaufbaustädten der Bundesrepublik Deutschland und auch in jenen der DDR entstand eine widersprüchliche Überlagerung von divergenten geschichtspolitischen Bedeutungsebenen des Wiederaufbaus, die in einen mehrfach gelagerten Schweigeconsens einmündete. Der Verweigerung jeglicher Geschichtsarbeit über Krieg und Nazi-Diktatur folgte die Ausblendung der Verfolgung der jüdischen Stadtbewohner und der Massenmorde an ihnen. Auch die stellenweise intensiv geführte Auseinandersetzung mit den erinnerungskulturellen Hinterlassenschaften des Bombenkrieges wirkte dann wie ein Fremdkörper in einer auf gemeinschaftlich eingeübte konventionelle Sinndeutungen eingeschworenen Öffentlichkeit, die ohnehin jegliche störenden Traditionslasten ausblenden wollte. Das Fallbeispiel des Abrisses der Pforzheimer Stadtkirchenruine im Jahr 1962 zeigt jedoch, dass die Widerstände gegen eine Planierung derjenigen Bauten, die die Zerstörungserfahrung unmittelbar verkörperlichten, groß war und leicht die Schwelle zum Massenprotest überschreiten ließen. Weitgehend ähnlich in ihrer emotionalisierten Adaption der Ruinenreste eines stadtbildprägenden historischen Kirchturmes verfuhr zeitgleich in den 1950er Jahren die West-Berliner Öffentlichkeit.

Sie entfesselte einen erfolgreichen Widerstand gegen den Abriss der Ruine der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche (vgl. zum Beitrag von Celina Kress weiter unten). Es mag weitere Beispiele eines hartnäckigen Bürgerprotestes zugunsten des Erhalts umstrittener Ruinen geben, die sich gegen massive Widerstände erfolgreich durchsetzen konnten und die bislang noch weitgehend unerforscht geblieben sind. In Pforzheim jedoch desavouierten die politischen Entscheidungsträger die Wünsche der Stadtbevölkerung. Sie ließen den Stadtkirchenturm abreißen, um einen schöneren Neubau an seiner Stelle zu errichten. Stärker noch als die Orientierung am städtebaulichen Schönheitsideal der vorzeigbaren Stadtsilhouette wirkte sich die Absage an unkontrollierbare Gedenkpraxen aus, die bereits alltagsweltlich in der Mehrheitsbevölkerung verankert waren. Damit rückte die erinnerungskulturelle Dimension vollständig in den Hintergrund. Auch das war ein Fixpunkt lokaler Wiederaufbaustrategien: Die Negierung alternativer Erinne-

28 Vgl. Wagner-Kyora, Schloss, S. 87–99.

rungskulturen in einem mainstream fortgesetzter geschichtspolitischer Entleerung des lokalen kollektiven Gedächtnisses.

Demzufolge waren die Widerstände gering, als die lokalen Entscheidungsträger nur ein Jahrzehnt später dazu übergingen, die Stadtplanung der frühen Wiederaufbaujahrzehnte nahtlos in eine postmoderne Epoche historistischer Rekonstruktionen zu transferieren, ohne damit den Basiskonsens des Wiederaufbaus in seiner Ausrichtung auf eine funktionalistische Moderne in Frage zu stellen. Dies kann, den diachronen Vergleich der insgesamt zehn bundesdeutschen Fallbeispiele lokaler Wiederaufbauvorhaben von Rekonstruktionen abschließend, an einer der vielen Etappen in der Fortsetzungsgeschichte der Römerbergbebauung in Frankfurt am Main aufgezeigt werden. Kein Ort in Deutschland reflektiert stärker die modeabhängige Varianz konsensstiftender Rekonstruktionsabsichten als dieser, für die deutsche Geschichte des Heiligen Römischen Reiches zentrale städtische Repräsentationsraum entlang der stadtbildprägenden Turmsilhouette der Krönungskirche der deutschen Könige und Kaiser. Das bis auf diese monumentale Kirche vollständig devastierte, ehemals kleinstparzellierte Giebelhausareal des Frankfurter Römerberges wurde in den späten 1970er Jahren bereits zum wiederholten Male zum Schauplatz eines radikalen Paradigmenwechsels lokaler Wiederaufbauabsichten. Zeittypische nostalgische Rekonstruktionen von sechs Fachwerkgiebelhäusern auf der Ostzeile des Römerbergplatzes, welche dem gleichnamigen mehrfach gestaffelten Rathausgebäude gegenüber liegen, wurden mit dem bereits seit den 1960er Jahren fortlaufend entwickelten Neubauprojekt einer durch Großbauten funktional ausgeweiteten Innenstadtnutzung kombiniert. Mit der Schirn-Kunsthalle und ihrer südlich angrenzenden Wohnbebauung im südlichen Teil des Römerberges sollte ein postmoderner Event-Bereich geschaffen werden, der die Traditionspartikel der neu gebauten „alten“ Fachwerkhäuser funktional ergänzen sollte.

Diese Praxis eines kontinuierlichen Abrisses, Neubaus und Umkombinierens städtebaulicher Versatzstücke des Historischen mit den aktuellen Angeboten einer Architektur des ganz Neuen hatte in der archetypischen Wiederaufbaustadt Frankfurt am Main eine lange Tradition. In mehr als sieben Jahrzehnten und damit bis in unsere jüngste Gegenwart hinein wurde das Baugebiet Römerberg immer wieder zum Experimentierfeld dieser beiden konfligierenden, sich aber letztlich doch ergänzenden Wiederaufbauoptionen gemacht: des Abrisses einer als bloß transitorisch wahrgenommenen Übergangsbauung und des Neuaufbaus von postmoderner Erlebnisarchitektur, die immer stärker historistisch aufgewertet, aber damit auch entfunktionalisiert wurde. Wie andere Bauaufgaben auch, die Durchgangstraße, der Hochhausbau, das innerstädtische Parkhaus und die Wohnbebauung im Zentrum ist damit der Rekonstruktionshistorismus von Wahrzeichenbauten in paradoxer und widersprüchlicher Weise vergleichbaren Modeschwankungen und Umbewertungen ausgesetzt gewesen. Gerade dieses besonders prominente Fallbeispiel belegt, dass die Rekonstruktion kriegszerstörter Bürgerbauten und ihrer Ensemblewirkungen ein Element des fortgesetzten Neuaufbaus der historischen Stadt geworden war, nicht eines ihrer Musealisierung, das zu einem bestimmten Zeitpunkt des Wiederaufbaus beendet worden wäre.

Die Wirkung von Wahrzeichen in die lokale Öffentlichkeit hinein blieb der Ausgangspunkt jedweder Rekonstruktionsabsicht, - das Streben nach denkmalgerechter Authentizität rückte demgegenüber in den Hintergrund. Eine außergewöhnliche Erfolgsgeschichte des kirchlichen Wiederaufbaus stellte die vergleichsweise frühe und nachgerade exakte Rekonstruktion der zerstörten Hauptkirche St. Marien in Lübeck dar. Deren Deutungsperspektive ragte jedoch weit über das Lokale hinaus und wurde zum Gedenkort des Verlustes aufgewertet. Gemeint war allerdings nicht der materielle oder ideelle oder auch der persönliche Verlust, der infolge der Zerstörung städtischer Kulturgüter entstanden war, sondern diese Verlusterfahrungen wurden zum Ausgangspunkt gemacht für eine noch weit gespanntere. Malte Thiessen kann deren Politisierung in der Adenauer-Ära mittels einer zugespitzten erinnerungskulturellen Rhetorik diverser Interessengruppen bis hinauf zum Bundeskanzler umfassend kontextualisieren. Mit diesem starken politischen Rückhalt wurde die Lübecker Marienkirche zu einem transitorischen Repräsentationsort des Überlokalen umgedeutet, wobei die inhaltliche Bedeutungsübertragung einen erstaunlichen Spagat zwischen verschiedenen Aussageebenen vollführte.

Repräsentiert werden sollte im wiederaufgebauten Lübecker Baudenkmal der Verlust großer Regionen östlich der neuen Grenzlinie von Oder und Neiße, die allerdings keine geographische Nähe zur Hansestadt aufwiesen. Lediglich in der kunstgeschichtlichen Herleitung als gotische „Mutterkirche“ der Backsteindome des Ostseeraumes entstand eine geschichtspolitische Sinnggebung, die diese divergenten Identifikationsfaktoren von Zerstörung, Verlust und Gedenken miteinander verknüpfen sollte. Damit bekam die Marienkirche eine in der Rückschau recht willkürlich erscheinende Bedeutung übertragen, die zudem als eine unscharf eingefasste geschichtspolitische Aussage politisch überinszeniert wurde. Und daraus entstand eine politisch gewollte Symbolfunktion des Verlustes der deutschen Ostgebiete für die frühe Bundesrepublik, die bei genauerer Betrachtung eine völlig übersteigerte nationalpolitische Sammlungsfunktion des Bauwerkes enthielt. Und demgegenüber verschwand in der öffentlichen Wahrnehmung ihre frühere Bedeutung als wichtigste Hauskirche der Lübecker Patrizier, etwa auch als Pfarrkirche der unmittelbar in der Mengstraße benachbarten Kaufmannsfamilie Mann, die tatsächlich ihre im Verständnis der Zeitgenossen ausschlaggebende – lokale - Identifikationsfunktion enthielt.

Ein solcher, doch recht problematischer Zugewinn an geschichtspolitisch aufgeladenen Identifikations- und forsch instrumentalisierten Imagefaktoren hatte seinerseits Traditionslinien aufzuweisen. Sie wiederum markierten den bruchlosen Übergang von Sinndeutungen der von Thiessen als NS-Propagandakonstrukt herausgearbeiteten „Opfergemeinschaft“, die aus dem NS-Faschismus in die Bundesrepublik hinein ragte. Noch während der zweiten Kriegsphase war eine solche Politisierungstendenz eines prospektiven Wiederaufbaus dieses Baudenkmales schnell erfolgt. Sogar in einem eigens darauf zugeschnittenen Ufa-Propagandafilm und in der Presselandschaft wurde Lübeck als eine Chiffre des Opfer-Seins als erstes städtisches Ziel eines Flächenbombardements zum Element der Kriegspropaganda gemacht. Mittels einer spezifisch cineastisch überhöhten Monumenta-

lisierung der Ruinenarchitektur wurde die zerstörte Marienkirche zum Gegenstand der Goebbels-Ästhetik umfunktioniert. Diese identifizierte das Bauwerk als wohlfeilen Durchhalteort eines durch die Kriegszerstörungen in seinen konkreten Traditionsbezügen heimatlos gewordenen Stadtbürgertums. In der Nachkriegszeit erleichterten es diese durchsichtig konzipierten, dennoch tendenziell konsensstiftenden NS-Stereotypen dann auch, dass daran nahtlos im Sinne einer als übergreifendes Konsensziel propagierten Opfer-Identität zunächst der Vertriebenen und in der Folge auch der übrigen Bundesdeutschen angeknüpft werden konnte.

Schon in der Inszenierung des 700jährigen Gründungsjubiläums der Lübecker Marienkirche im Jahr 1951 als eines nationalpolitisch konnotierten Wiederaufbaufestes wurde der lokale Konsensraum in eine unscharf regionalisierte transnationale Perspektive mit überdies bewusst recht unklar ausformulierter politischer Zielsetzung erweitert. Darin übernahm die propagandistische Symbolpolitik der Marienkirche eine Rolle, die zuvor nur der bereits 1948 teilrekonstruierte Kölner Dom anlässlich seines 700 jährigen Gründungsjubiläums eingenommen hatte. Sie bestand darin, ein materiell greifbares religiöses Konsenssymbol für die nationale Wiedergeburt aus den Trümmern des Zweiten Weltkrieges abgeben zu können und damit die nationale Opferrolle und die gemeinsamen Traditionen gleichermaßen zu repräsentieren. In Lübeck allerdings wurde in der Zuspitzung auf eine symbolische, wenngleich utopische Wiederauferstehung der durch die umfangreichen territorialen Annexionen verloren gegangenen Ostgebiete ein Sonderweg des nationalpolitischen Gedenkens beschritten. Er sollte unmittelbar auf die integrative Sammlungspolitik der Adenauer-Ära zurückwirken und instrumentell Vertriebene und Einheimische als Bundesbürger zusammenführen können. Und damit vervielfachten sich die widersprüchlichen Symbolbezüge dieses monumentalen Rekonstruktionsbauwerkes.

Als ein Schlüsselprojekt der Nachkriegsjahrzehnte erlangte dieses Baudenkmal erst in seiner entschiedenen Enthistorisierung zugunsten einer aufgesetzten Geschichtspolitik signifikante Bedeutung im Sinne eines Integrationsbauwerkes. Thiessen betont, dass es sich um eine geradezu unbekümmerte Selbstpolitisierung im Rahmen einer aporetisch ausgerichteten Erinnerungsgemeinschaft gehandelt habe, welche die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ebenso reflexartig vermied wie sie die deklamatorische Vertriebenenkultur der Nachkriegszeit stärkte, - ohne jedoch die undeutlich positionierte, utopische Hoffnung auf Rückkehr in die Heimatgebiete damit tagespolitisch tatsächlich auch im Sinne eines politischen Handlungsfeldes instrumentalisieren zu können. Denn ein Appell zur Rückkehr war damit keineswegs verknüpft. Vielmehr handelte es sich um einen Appell der Trauer, der in widersprüchlicher Weise gerade das Abschiednehmen von solchen Wünschen erleichterte. Letztlich widerrief die identitätspolitische Wirkung dieses Sammlungsprojektes doch die prospektiv reaktionär aufgeladenen Zukunftshoffnungen, die mit dem Wiederaufbau der Lübecker Marienkirche ursprünglich verknüpft werden sollten. Denn die Vertriebenen integrierten sich schnell und friedlich, weil alternativlos, in die liberal ausgerichtete und insgesamt auch aufgeschlossene Wiederaufbaugesellschaft der Bundesrepublik. Und sie taten das auch und gerade in Lübeck, wo sie mit einhunderttausend Neubür-

gern nahezu die Hälfte der Stadtbewohner in einer am Zonenrand dennoch prosperierenden Großstadt stellten.

Damit zeigt dieses Rekonstruktionsbauwerk in einem politischen Brennspiegel die Auswirkungen einer überaus erfolgreichen Integrationsbewegung auf, welche sich zu Beginn der Epoche des Wiederaufbaus bereits abzeichneten, auch wenn sie sich anfangs noch der tendenziell reaktionär formulierten Deutungsangebote einer nominell wenig integrativ konnotierten Propaganda einer „Symbolkirche“ der Ostgebiete bedienten. Die Lübecker Marienkirche war schließlich nur deshalb unter Einsatz direkter Bundessubventionen so schnell und so exakt rekonstruiert worden, um einen prinzipiell im Sinne der Bundesregierung und der Vertriebenenverbände nationalpolitisch zu instrumentalisierenden Denkmalort zu schaffen. Obwohl der Erinnerungsort Marienkirche einerseits zuvor gar nicht überregional wahrgenommen und andererseits künstlich symbolpolitisch aufgeladen worden war, konnte dessen intentional avisierte Politisierung letztlich nicht die gesellschaftspolitisch wünschenswertere Option einer Integration der Lübecker Vertriebenen negieren. Demzufolge verschwand dann auch die Ostgebiete-Erinnerung der Marienkirche, aber ihre Rekonstruktion blieb als frühes Dokument des Wiederaufbaus bestehen. Diese Verkehrung ihrer erinnerungspolitischen Absichten ist als eine der vielen identitätspolitischen Aporien im Spektrum der insgesamt widersprüchlich angelegten Sinndeutungspolitik in den deutschen Wiederaufbaustädten anzusehen. Ihre identitätspolitische Wirkung gestaltete sich vielfach konstruktiver im Sinne von geöffneten lokalen und transnationalen Identifikationsräumen als es ihre Initiatoren absehen konnten und in zeitgenössischer politischer Kurzsichtigkeit auch intendiert haben mochten.

Obwohl städtische Hauptkirchen vergleichsweise die besten Chancen auf bauliche Rekonstruktion hatten, gab es keinen Selbstlaufmechanismus, der ihre Wiederherstellung als Wahrzeichen zwangsläufig herbeigeführt hätte. Ähnlich verhielt es sich mit dem rekonstruktiven Wiederaufbau kriegszerstörter Schlösser. Geschichtspolitisch waren diese allerdings weitaus stärker vorbelastet und das galt insbesondere für die DDR. Die SED-Diktatur hatte sich explizit nicht nur als religionsabstinente, sondern vor allem als adelsfeindlich legitimiert und dementsprechend distanziert stellte sich ihr Verhältnis zum Wiederaufbau der „Junkerschlösser“ dar. In Schwedt/Oder erwuchs daraus in den späten 1950er Jahren eine stellenweise mit leiser Erbitterung geführte Auseinandersetzung, weil die Bevölkerung und ihre lokalen Eliten eigentlich gerne einen Wiederaufbau ihrer barocken Schlossruine herbeigeführt haben wollten. Als diese latent vorhandene öffentliche Meinung schließlich auch den zentralstaatlich organisierten Denkmalschutz in Berlin auf ihre Seite ziehen konnte, stand einem späten Wiederaufbau eigentlich nichts mehr im Wege, zumal entsprechende Planungen bereits auf den Weg gebracht worden waren. Philipp Springer kann aufzeigen, dass es dann allerdings nur eines einzigen Disziplinierungsbesuches durch den Staatschef Walter Ulbricht bedurfte, um sofort anschließend daran die Sprengung der Schlossruine im Jahr 1962 durchzuführen.

Nicht nur war die DDR, so kann an dieser Abrissgeschichte nachgewiesen werden, politisch wesentlich heterogener konstituiert als die eigene zentralistische

Propaganda suggerierte. Tatsächlich handelte es sich um ein Mehrebenen-Regierungssystem, in welchem die lokale Ebene weitaus mehr Gestaltungsmacht hatte, als bislang wahrgenommen worden ist. Diese lokale Politikkompetenz wurde von wenigen charismatischen SED-Kommunalpolitikern voll ausgefüllt, wie am Beispiel des Schwedter Bürgermeisters nachgewiesen werden kann. Aufgrund seiner persönlichen mentalen Verankerung in der Konsenserwartung der Stadtbevölkerung wollte er dann auch die Rekonstruktion des Schlosses durchsetzen. Das unterschied die kommunale Ebene von der zentralstaatlichen oder auch der Parteilinie auf der Bezirksebene. Seine unideologische Politikpraxis in der Bejahung der Rekonstruktionsabsicht zeigt die erstaunlich moderat abgesteckten Konsensräume in einem vorderhand diktatorisch auftretenden Parteiapparat auf. Er integrierte durchaus mehrheitsfähige Stimmungslagen, auch wenn diese ihrerseits Kernelementen der Parteiideologie zuwiderlaufen mochten. Der massive Konflikt um den Schlossabriss in Schwedt ist dazu geeignet, unsere Einschätzung des SED-Staates in seinen vorderhand und vor allem propagandistisch sehr eng definierten identitätspolitischen Begrenzungen zu überprüfen, um die alltagsweltlich entstandenen flexiblen Neuinterpretationen der lokalen Geschichtspolitik und ihrer Erinnerungsorte angemessen beurteilen zu können. Sie ragte weit in unterschiedliche Klassenlagen der DDR-Gesellschaft hinein und integrierte auch die geschichtspolitisch umkämpften Deutungsangebote der modernen Herrschafts- und Alltagsgeschichte bis zum Epochenbruch 1945.

Der Neuaufbau Warschaus zählte schon seit den späten 1940er Jahren zu den leitmotivischen Referenzpunkten der Historiographie des Wiederaufbaus insgesamt. Ursache dessen war zunächst Warschaus apokalyptisches Schicksal während der deutschen Besatzung im Zweiten Weltkrieg gewesen. So war die polnische Hauptstadt in den Jahren 1939, 1943 und 1944 mehrfach zum Primärziel des exterminatorischen nationalsozialistischen Terrors gegen die Zivilbevölkerung geworden und in dessen Gefolge gegen Kriegsende schließlich vollständig zerstört worden. Unermessliche Bevölkerungsverluste, verursacht durch diese Massenmorde, die in erster Linie die jüdischen Warschauer zum Ziel gehabt hatten, die aber auch die christlichen Hauptstadtbewohner existenziell massiv bedrohten und Hunderttausende betrafen, spiegelten sich wieder im Gesamtbild einer dem Erdboden gleich gemachten europäischen Metropole. Die Rekonstruktion des Altstadtgebietes wurde sofort nach Kriegsende in Polen im Herbst/Winter 1944 zu einem Symbolort des Überlebens polnischer Kultur nach der faschistischen deutschen Zerstörungswelle aufgewertet.

Den Werdegang des Wiederaufbau-Images dieser paradigmatischen europäischen Trümmerstadt in den frühen Phasen der Konzipierung ihrer neuen stadtplanerischen Leitbilder bis 1950 zeigt Martin Kohlrausch auf. Sie waren weit überwiegend von der Moderne geprägt. Die kommunistische Staatsführung sattelte erst spät auf diese Expertendebatte auf und instrumentalisierte dann die Neubauplanungen für ihre staatspolitische Zielsetzung. In der Propaganda ersetzte dann der Stalinismus in der Architektur die Moderne als eine ideologisch wertneutrale Zweckplanung, die ihrerseits in der europäischen Avantgarde-Tradition eines international ausgerichteten Hauptstadt-Städtebaues stand. Zuvor jedoch war diese

widersprüchlich aufeinander bezogene Geschichtspolitik eng von der bereits sehr früh einsetzenden Internationalisierung der Wiederaufbaudebatten geprägt worden. Aufgrund der bemerkenswerten Offenheit der westlichen Bündnispartner hatte sich dieses global wirksame Image anfänglich noch über die Blockgrenzen des Kalten Krieges hinweg vollständig auch in Warschau durchsetzen können und die polnischen Architekten und Städteplaner sowie auch ihre internationalen Fachkollegen für sich eingenommen.

Für die polnische Hauptstadt wurde jedoch eine eigentümliche Verschränkung und Verknüpfung einer großflächigen, allerdings im Stadtmaßstab nur punktuellen Altstadt-Rekonstruktion mit einem zunächst noch avancierten Moderne-Neuaufbau kennzeichnend, der das übrige Innenstadtdgebiet formte. Allerdings wurde er in seiner stalinistischen Überformung oftmals zu Lasten des historischen Stadtgrundrisses ausgeführt. Auf diesem doppelgleisigen Wege entstand somit eine Nachkriegsstadt im Zeigeformat. Sie sollte vielfältige Repräsentationsbedürfnisse bedienen und vor allem diese. Im Verlauf der radikal gesteigerten sowjetischen Einflussnahme wurde schnell von den ursprünglich dominanten Funktionsplanungen im Sinne der Moderne abgewichen und seit 1949 schließlich nur noch auf ein stalinistisches Formenspektrum zurückgegriffen. Die großen Hauptstadt-Boulevards und insbesondere der Kulturpalast im Zentrum sind infolgedessen bereits vom stalinistischen Ideal repräsentativer Fassadenwirkung von breit gelagerten Baukörpern geprägt worden, die mittels monumental dekoriertes Außenfassaden noch einmal visuell gefällig aufgewertet werden sollten. Ungeachtet dessen wurde diese gerade in ihrer widersprüchlichen Stalinisierung als polnisch national ausgedeutete Machtsymbolik propagandistisch überzeugend vermittelt und dementsprechend auch erfolgreich popularisiert. Es entstand ein gängiges nationalistisches Wiederaufbau-Image, das durch den Hauptstadt-Aufbau materialisiert wurde. Ziel der technokratischen Eliten in der lokalen Stadtplanung war es ebenfalls gewesen, im visionären Umbau die extrem katastrophale Zerstörungs- und Vernichtungsgeschichte zu konterkarieren und damit eine auf Dauer eminent identitätsstiftende Wirkung einer polnischen Wiederauferstehung im nationalen wie auch im internationalen Rahmen zu entfalten.

Der Wiederaufbau Warschaus wurde dadurch immer mehr zu einem nationalpolitischen Prestigeobjekt repräsentativ gesteigert, das seine Funktion auch in der Außenwerbung auf der internationalen Bühne jahrzehntelang planvoll ausfüllen konnte. Allerdings wirkte sich diese Engführung im Gegenzug zu Lasten alternativer ebenfalls möglicher lokaler Identifikationsangebote aus, etwa jener des traditionellen westlich geprägten bürgerlichen Stadtbildes des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die maßgeblich auch von den jüdischen Warschauern getragen worden waren, oder aber auch der zuvor bereits umfassend musealisierten sächsisch-polnischen Hofkultur des barocken Stadtbildes. Infolgedessen wurde zu Lasten dieser Gegenbilder stadtplanerisch eine monumentale Unwirtlichkeit in Kauf genommen, um die Nationalisierung des Prestigeprojektes Wiederaufbau der Hauptstadt Warschau konsequent als ein Sammlungsprojekt in der stalinistisch geprägten Parteidiktatur verwirklichen zu können.

In ihrer kontinuierlichen Schichtung von recht unterschiedlichen, ideologisch zudem schwer zu vereinbarenden Repräsentationsanforderungen gingen die Stadtplaner der polnischen Hauptstadt einen widersprüchlichen Weg der Moderne-Aneignung mit dem Ziel, eine europäische Metropole von international gültigen Architekturstandards zu errichten und sie gleichzeitig als ein nationalpolitisches Identifikationsinstrument in der Stadtplanung auszuweisen. So war es dort möglich geworden die traditionelle Boulevardrandbebauung in ein Architekturschema von Großblockbauweise zu integrieren und gleichzeitig punktuell eine kleinmaßstäblich erscheinende Quartiersrekonstruktion zu initiieren, während im Zentrum der Stadt der stalinistische Kulturpalast als ein monumentaler Russland-Import aufgebaut wurde und dennoch nationalpolitisch instrumentalisiert wurde.

Dass die europäische Wiederaufbau-Metropole gerade in ihrer Hinwendung zur schrankenlosen internationalen und global verbreiteten Moderne und in der Abwendung von Traditionen der europäischen Verdichtungsstadt identitätsstiftend wirken konnte, zeigt Paul van de Laar für Rotterdam auf. In der langen Kontinuität von Sanierungsoptionen während des zweiten Jahrhundertdrittels, die auch die Besatzungszeit während des Zweiten Weltkrieges überdauert hatten, wurde die wachstumsintensive Hafenstadt nach ihrer Totalzerstörung im Zentrumsbereich zum Experimentierfeld erst des quartiersweisen Moderne-Wiederaufbaus und dann, seit den 1990er Jahren, auch der Hochhausstadt amerikanischen City-Zuschnitts ausgebaut. Dazwischen, in den 1970er Jahren, lag die Phase eines entfesselten Bürgerprotestes zugunsten der noch frei verfügbaren Wohnstadt, die eine dezidiert lokalistische Identität in kleinräumigen Nachbarschaftskontexten gewährleisten können sollte und deshalb den monumentalen Verkehrsprojekten der Wachstumsstadt eine Absage erteilte. Und auch die fehlende Repräsentativität des Funktionellen motivierte 1979, allerdings nur für ein Jahrzehnt, den Bruch mit den traditionellen Wachstumsutopien, ehe sich diese erneut, zugunsten neuer Metropolenimages, vollständig durchsetzen konnten. Rotterdam kann damit, konzeptionell durchaus ähnlich wie Warschau, einer langen Kontinuitätslinie des europäischen Moderne-Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg zugeordnet werden. Er mochte jedoch weitaus weniger als dort Rekonstruktionen zulassen, so dass die Rotterdamer Altstadt nicht einmal in Teilen rekonstruiert wurde.

Frappierend für die niederländische Handels- und Wirtschaftsmetropole ist zudem die entschiedene Aufbruchsstimmung, welche das Moderne-Ideal mit utopischen Zukunftserwartungen verknüpfte. Schon in den 1930er Jahren wurde die Amerikanisierung der Stadt vorweggenommen, indem der transkontinentale Stil des Moderne-Tempos filmisch bereits als tragendes Identifikationsangebot für Rotterdam propagiert wurde. Mit dem Maastunnelprojekt von 1937 sollte bereits ein zentrales Element der Stadtsilhouette weichen, die Boompjes-Uferfront von Giebelhäusern aus dem 17. Jahrhundert. Eine technokratische Stadtplanung forderte bedenkenlos deren Totalsanierung zugunsten des autogerechten Verkehrsflusses ein. Diese Option der Massendurchwegung von Altstädten hat vielerorts konkurrierende Planungsalternativen beiseite geschoben. Als Rotterdam dann im Mai 1940, im Bombardement der deutschen Luftwaffe, 25.000 Wohnhäuser und weitere 11.000 Gebäude verlor und damit auch seine gesamte Altstadt, existierte

ein Masterplan des Rotterdamer Stadtplaners Witteveen, der diese tabula rasa bereits vorweggenommen hatte, um anstelle dessen die moderne Geschäftshaus-City zu errichten. Bei der Trümmerberäumung wurden rücksichtslos auch jene vierzehn erhaltenswürdigen Gebäudereste beiseite geschafft, die als potenziell zu rekonstruierende Denkmalsinseln die Tradition einer jahrhundertealten Baukultur noch signifikant hätten bezeugen können. Paul van de Laar betont, dass die deutschen Besatzungsbehörden keinerlei Einfluss auf die weitere Stadtentwicklung genommen hatten, die in den Händen niederländischer Metropolenplaner unter der Leitung Witteveens verblieben war. Wenig überraschend übernahm dann schließlich der für den Neuaufbau der Stadt verbindliche van Traa-Plan von 1946 dessen Prämissen unter den funktionellen Leitbildern Transport, Arbeit, Wohnhausbau und Freizeit. Aber mehr der Konsum als das Wohnen wurden in der Altstadt verwirklicht, so dass die Monofunktionalität sie ähnlich wie ihre US-amerikanischen Vorbilder zu prägen begann.

Mit der Leitbildkritik von Rob Wentholt an der Moderne-Nachkriegsstadt setzte erst 1968 ein Umdenken ein, das 1973 schließlich zum Bruch mit der bisherigen Stadtplanung führte. Ohne den vorausgegangenen entschiedenen Bürgerprotest gegen Kahlschlagsanierungen zugunsten einer Innenstadtautobahn in Rotterdam wäre diese Wendung hin zu frühen Nachhaltigkeitskonzepten und zur Konzipierung von postmodernen Images der Stadt allerdings nicht erfolgt. Sie wurde dann in einem sozialdemokratischen Stadtentwicklungsprogramm auch umgesetzt. Aber auch dessen Lebensdauer war auf nur etwa anderthalb Jahrzehnte begrenzt. Seit den 1990er Jahren knüpfte Rotterdam in ungestüme Weise erneut an jene Metropolen-Images an, die bereits in den 1930er Jahren die Orientierung an der amerikanischen Hochhausstadt eingeleitet hatten. Deren späte Realisierung in den vergangenen beiden Jahrzehnten machte die niederländische Hafenstadt endgültig nicht nur zu der „amerikanischsten“ Großstadt der Niederlande, sondern wohl auch Europas, die in der Außenwirkung ihrer Stadtsilhouette vergleichbar ist mit der Skyline der Wiederaufbaustadt Frankfurt am Main.

Die sieben Beiträge des ersten Schwerpunktthemas Identitätspolitik im Wiederaufbau mit Befunden aus siebzehn Wiederaufbaustädten zeigen die europaweit kennzeichnenden gestalterischen und akteursspezifischen Ähnlichkeiten einer unbestrittenen Moderne-Stadtplanung, welche vereinzelte Rekonstruktionsabsichten und die Politisierung der Wiederaufbauentscheidungen unter weitgehend unterschiedlichen nationalpolitischen Interessenlagen integrativ bündelte. Noch am geringsten war die Neigung zur ostentativen Identifikationsstiftung im Neuaufbau der englischen Städte, letztlich auch in der postmodernen Sanierung von Covent Garden in London ausgeprägt. In ähnlicher Weise deutlich mehr funktionalistisch als ideologisch ausgerichtet wurde in Rotterdam über die Epochengrenzen hinweg kontinuierlich am Leitbild der Moderne geplant, um es möglichst konsequent verwirklichen zu können. Aber bereits in den französischen und deutschen Wiederaufbaustädten lässt sich eine prononcierte Politisierung der Stadtplanung unter dem Einfluss dezidiert demokratisch fundierter Leitbilder registrieren, die unbezogen mit der Moderne gleichgesetzt wurden. Nicht nur die Funktionalität war hier ausschlaggebend für die Entscheidung zum experimentellen Neuaufbau, son-

dern auch die Absage an negative Traditionslinien. Oder man wählte, wie in Rouen, hier allerdings in einem weitgehend intakt gebliebenen Altstadt-Grundriss, das bewusst herbeigeführte Nebeneinander von modernen und traditionellen Bauten, während gleichzeitig in der total zerstörten Stadt Le Havre die ausschließliche Moderne zu Lasten jeglicher Rekonstruktionsabsichten gebaut wurde.

Die deutschen Wiederaufbaustädte experimentierten vor diesem Hintergrund immer wieder mit Schwerpunktreakonstruktionen wichtiger Wahrzeichen und sie entfachten nur geringe Widerstände dabei, weil diese Traditionsstiftung einen großen Bogen machte um die geschichtspolitisch drängenden Erblasten der jüngsten, der NS-Vergangenheit. Deren identitätspolitische Hypotheken gefährdeten in der bundesdeutschen Nachkriegsstadt die gesellschaftspolitisch erforderliche Konsensstiftung. Infolgedessen wurde die im Stadtbild visuell erfahrbare Konfrontationslinie mit den Erblasten der Nazi-Tyrannie, die an den Ankerpunkten der NS-Herrschaft verlief, den Regierungs- und Repräsentationsbauten sowie den Unterdrückungsorten von Lagern und Gestapozentralen, möglichst weit in die Zukunft hinausgeschoben, oder, wie im Falle des Braunschweiger Schlosses, kurzerhand durch den Totalabriss einer erinnerungspolitisch hochgradig kontaminierten Ruine „bewältigt“. Die Wiederaufbaustadt Nürnberg hingegen ist ein besonders prominentes Fallbeispiel dafür, dass eine solche Vergangenheitskonfrontation im Weichbild der ansonsten rekonstruktiv angelegten Altstadt bis heute noch immer nicht erfolgt ist.<sup>29</sup> Nur dort, wo diese Konfrontation den Stadtvätern aus Gründen der Totalzerstörung des Stadtgebietes nicht erspart geblieben war, also etwa in Pforzheim oder auch in Dresden, traten die Erfordernisse des Opfergedenkens an den Bombenkrieg in den Vordergrund einer identitätspolitischen Standortbestimmung, die ansonsten ebenfalls aus der mentalen und auch aus der visuellen Erinnerung weitgehend ausgegrenzt wurde.

Ähnlich wie in vielen anderen stark zerstörten Groß- und Mittelstädten, hier aber vielfach lediglich als ein Elitendiskurs, stritt auch die Pforzheimer Bevölkerung zugunsten eines Mahnmales, das in einer prominenten Kirchenruine als Symbolbau der Kriegserinnerung errichtet werden sollte. An dieser Stelle brachen alle jene Konfliktlinien des Täter-Opfer-Verhältnisses auf, die in der deutschen Nachkriegsgesellschaft ansonsten in einer homogenisierten Wiederaufbaumentalität kaschiert werden sollten. Während sich in West-Berlin die öffentliche Meinung mit der Bewahrung der Turmruine der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche dennoch mit ihrem Primäranliegen, im Stadtraum an das Kriegsgeschehen zu erinnern, durchsetzen konnte, fiel die Pforzheimer Stadtkirchenruine allerdings den Neubauplanungen der Stadtplaner zum Opfer. Ihr Neubau mit der prononciert ideologisch konnotierten Ausrichtung am Moderne-Ideal wirft erneut ein Schlag-

29 Vgl. die entsprechende Selbstdarstellung aus Sicht der Fränkischen Geographischen Gesellschaft von Erich Mulzer, *Der Wiederaufbau der Altstadt von Nürnberg 1945 bis 1970*, Erlangen 1972. Sie kommt ohne jedweden Vergangenheitsbezug zur NS-Geschichte der Stadt aus und das gilt auch für jede weitere Darstellung ihrer umfassenden Rekonstruktionsprojekte während der Wiederaufbaujahrzehnte.

licht auf die Durchsetzungskraft dieser international gültigen Leitlinie des Wiederaufbaus.

Es ist nicht verwunderlich, dass demgegenüber der rekonstruktive Wiederaufbau im geteilten Deutschland eine ideologisch besonders stark umstrittene Rolle in den öffentlichen und halb-öffentlichen Debatten der Stadtplaner und Lokalpolitiker einnahm, die vorzugsweise im kleinen Kreis der wenigen politisch handlungsrelevanten Akteure entschieden wurden. Der materielle Neuaufbau der Städte musste nicht nur den Traditionsbruch in der Zerstörungserfahrung überbrücken, er hatte zudem eine pointiert konsensstiftende Funktion als Integrationsklammer für die gesamte Stadtbevölkerung zu erfüllen, die in der entschiedenen Abkehr von Geschichte willentlich Diskursfelder überbrückte, um gesellschaftspolitische und ideologische Neuorientierung zu ermöglichen. Das war auch als eine Spielart eines selbstbefreienden Emanzipationsaktes gegenüber der Vergangenheit zu interpretieren, jedenfalls konnte diese abrupte Kehrtwendung solcherart propagandistisch unterfüttert werden, wozu die zahllosen Wiederaufbaupublikationen, die frühen „Trümmerbücher“<sup>30</sup> herhielten. Hierbei schuf eine implizit unbestritten propagierte Opfermentalität die Basis für hybride Zielkonstruktionen staatlicher und lokaler Wegmarkierungen auf dem Weg in eine alternativlos bessere Zukunft. Opfer der Kriegszerstörung in den deutschen Städten geworden zu sein, ermöglichte es, die Kriegs- als eine Katastrophenerfahrung umzudeuten und damit ein Amalgam nicht mehr entschlüsselbarer „Verstrickungen“ in den Nazifaschismus anzuhäufen, das kritik- und interesselos beiseite gelegt werden konnte, um nach vorne blicken zu können.

Diese mehrschichtige Ausblendungsstrategie ermöglichte umfassende Solidarisierungserfolge. Darin konnten sowohl Stereotypisierungen der Vertriebenenintegration in der Bundesrepublik als auch solche der Kommunistendominanz in der DDR verankert werden, wenngleich dies auf recht unterschiedliche Art und Weise geschah. In einer Kette unterschiedslos positiv konnotierter nationalpolitisch aufgeladener Wiederaufbauvorhaben, welche bereits 1948 teilrekonstruiert worden waren: der Frankfurter Paulskirche als politischem, des Kölner Domes als religiösem, des Frankfurter Goethehauses als geistesgeschichtlichem Integrationsort, wurde die Bundesrepublik in ihrem Konstituierungsstadium in ihren frühen Identifikationsbezügen konsensual vorgeprägt. Darin stellte die Sammlungsbewegung zugunsten der Millionen norddeutschen Vertriebenen den Sonderfall einer recht ungewöhnlichen Einhegungsstrategie von gesellschaftspolitisch prekären Identifikationsbezügen dar.<sup>31</sup> Wie erfolgreich diese innenpolitische Integrationsabsicht bereits in den frühen 1950er Jahren seitens der bundesstaatlichen Ebene und unter maßgeblicher Beteiligung Bundeskanzler Konrad Adenauers umgesetzt werden konnte, zeigt der rekonstruktive Wiederaufbau der Lübecker Marienkirche. Ein

30 Vgl. Michael Ponstingl, *Das fotografische Trümmerbuch Perle Wien (1947) – oder die Anstrengung, ein papierenes Memorial zu errichten*, in: Breuer, *Architekturfotografie*, S. 67–93.

31 Vgl. hierzu für Niedersachsen: Jochen Oltmer, *L'accueil et l'intégration des réfugiés et expulsés allemands de l'Est de l'Europe en Basse-Saxe*, in: Bouillot, *La Reconstruction*, S. 269–285.

solcher eklatanter ideologischer Widerspruch wie jener, diese Rekonstruktion als Wiedergewinnung einer „Symbolkirche des deutschen Ostens“ zu deklarieren, belegt, in welchem großem Ausmaß die lokalen Deutungsangebote einer flexiblen Auslegung von Wiederaufbaustereotypen ausgeweitet werden konnten, um auch künstlich geschaffene Traditionsbezüge aufgreifen zu können, sofern diese tagespolitische Relevanz gewonnen hatten.

Die Negativfolie dieses extrem ideologisch überformten, sammlungspolitisch motivierten Identifikationsangebotes nimmt wenig zeitversoben die Geschichte des Abrisses der Schwedter Schlossruine ein. Auch hier war es der Zentralstaat, die Staatsspitze der DDR unter persönlicher Führung von SED-Chef Walter Ulbricht, welche erst die Devastierung des Baudenkmales durchsetzen konnte, - entgegen eines nachhaltigen Widerstandes, der aus einer großen lokalen Koalition aus Bevölkerungswünschen und darauf abgestimmten Elitenhandeln formuliert worden war. Dieser Abriss geschah nicht etwa, um damit eine stadtplanerische Großtat zu vollbringen, sondern um den ideologischen Konkurrenzkampf um die Deutungshoheit über die aus der gemeinsamen Nationalgeschichte hervorgegangene deutsche Teilung auf dem damals bewährten Wege des Abrisses von Schlossruinen zu ermöglichen. Er wurde gleichbedeutend gemacht mit der Negierung schlechter Traditionen zugunsten einer kommunistischen Identitätsbildung als einer defizitären Sammlungsstrategie in der DDR-Diktatur.

Auch die Wertschätzung der Moderne-Architektur schlug im Kalten Krieg eine an der geopolitischen Trennlinie von West und Ost gespaltene Wegrichtung ein, obwohl die Erfordernisse des Wiederaufbaus die gleichen waren. Während in Rotterdam ohnehin kein Kontinuitätsproblem entstanden war und sich eine lange Entwicklungslinie einer avancierten Moderne-Stadtplanung schon seit den 1930er Jahre nachweisen lässt, wurde der Wiederaufbau Warschaws in eine totalitäre, nationalstalinistische Variante der Moderne umgelenkt, welche den Wünschen der polnischen Architektenschaft nicht entsprach. Aufgrund der völlig unterschiedlichen nationalen Kriegserfahrungen in West- und Osteuropa und mehr noch aufgrund der anschließenden Diktaturerfahrung unter dem expansiv angelegten sowjetisch geprägten Stalinismus gegenüber der Demokratieerfahrung im westlichen Liberalismus fielen die gesellschaftspolitischen Identifikationsbezüge im europäischen Wiederaufbau weit auseinander. Vor allem aber die Opfererfahrung der Polen im Vernichtungskrieg von deutscher Wehrmacht und SS-Truppen hatte in Osteuropa weitaus größere Hürden auf dem Weg zur konsensstiftenden Identifikationsbildung im Nachkriegsstädtebau aufgerichtet als etwa in den Niederlanden oder im politisch ebenfalls tief gespaltenen Nachkriegsfrankreich.

Obwohl die beiden europäischen Metropolen Warschau und Rotterdam und auch die französische Industrie- und Hafenstadt Le Havre, wie auch viele weitere Städte der Normandie, eine ähnlich dramatische Ausgangslage in der umfassenden Stadtzerstörung vor allem der Innenstadtbereiche, in Warschau sogar des gesamten Stadtgebietes, kennzeichnete, waren die darauf aufsattelnden Rahmenbedingungen der Kriegs- und Wiederaufbauerfahrung in der jeweiligen Stadtbevölkerung so dermaßen unterschiedlich, dass dennoch ein jeweils sehr unterschiedlicher Entwicklungspfad im Wiederaufbau eingeschlagen wurde. Hinzuzufügen ist

allerdings, dass hinsichtlich der Zusammensetzung der technokratischen Eliten von Architekten, Stadtplanern und Denkmalschützern noch weitgehende professionsgestützte Ähnlichkeiten in der Herausbildung von know how und praktischen Fertigkeiten sowie auch von wissenschaftlichen Informationsstandards vorlagen, so dass einem internationalen Austausch zunächst nichts im Wege zu stehen schien. Dieser Disposition zur professionsgestützten transnationalen Verständigung, welche die europäischen Architekten und Planer insgesamt auszeichnete, konnten sich dann wenig später auch die deutschen Eliten anschließen, auch wenn dies dann bereits unter den Prämissen der Blockgrenzen des Kalten Krieges geschah. Aber die Identifikationsbezüge der Stadtbevölkerungen konnten nicht in vergleichbarer Weise gebündelt und kommuniziert werden.

Das zweite Kapitel thematisiert die mediale Vermittlung des Wiederaufbaus, welche eine Brücke schlug zur Akzeptanz in der Bevölkerung. Einerseits bildete die Bombenkriegserfahrung in den zerstörten Städten die ereignisgeschichtliche Grundlage für die darauf aufsattelnde Wiederaufbauerfahrung und andererseits bewirkte die symbolische Repräsentativität der daraus resultierenden Memorialkultur eine ausschlaggebende Gegentendenz für konsensstiftende Identifikation. Denn in ihren räumlichen Rückbezügen auf die zerstörte Stadt demontierte die neu entstehende, wiederhergestellte Stadt indirekt auch eine kontinuierliche Erinnerungsarbeit, weil sie durch den Wiederaufbau eben jene Verlusterfahrungen zunehmend marginalisierte. Erst in der Aufarbeitung dieser widerspruchsvollen Spreizung kann auch die geschichtspolitische Dimension des Wiederaufbaus vollständig erfasst werden.

Obleich die Wucht der Zerstörungsereignisse von Anfang an in ihrer katastrophalen Dimension als zentrale Einschnitte der jeweiligen Stadtgeschichte erfahren worden waren, ist eine Aufarbeitung ihrer erinnerungskulturellen Zuordnung zum lokalen kollektiven Gedächtnis der Wiederaufbaustädte lange nicht geleistet worden. Und dies obwohl etwa die Propagierung der Schrecknisse der Bombenkriegsgeschichte für einzelne, besonders stark getroffene Städte, so in Dresden, eine ausgesprochen politisierte und radikalisierte Tendenz während des Kalten Krieges eingenommen hatte. Aber die wenig greifbare kollektive Erinnerung an das Zerstörungsgeschehen entzog sich eindeutiger Zuschreibungen. Ihre Verbreiterung in die öffentliche Memorialkultur und die kollektiven Erinnerungspraxen hinein war ohnehin fraglich. So demontierte der Wiederaufbau solche gezielten Propagandainitiativen wie in Dresden, weil sie auch wenig glaubhaft waren vor dem Hintergrund einer insgesamt beiseite geschobenen Verantwortung für die Verbrechen des Nationalsozialismus, welche die Geschichtspolitik in beiden deutschen Staaten zunächst noch nachhaltig geprägt hatte.

Für die westdeutschen zerstörten Städte verbot sich eine vergleichbar vordergründige antiwestliche „Stilisierung als ‚Opferstadt‘“<sup>32</sup> aus ideologischen Gründen ohnehin, so dass entsprechende Stereotypisierungen tatsächlich ausgeblieben ist. Eine Ausnahme bildet allerdings die Frühzeit der Wiederaufbaupublikationen,

32 Guckes, Konstruktionen, S. 268.

die Zeit der „Trümmerbücher“, deren Tendenz noch verstreute, verborgene Anklänge an die Hasstiraden der NS-Propaganda aufweisen mochte. Gleichzeitig entzog sich das Erinnerungsgedenken aber aus den vorgenannten Gründen griffigen binären Zuschreibungen. Mangels konsequenter Erinnerungsarbeit wurde es dadurch eher diffuser als zupackend und verlor insgesamt an Erklärungskraft. Solche Einschränkungen prägten die politische Semantik des offiziellen lokalen Erinnerungsgedenkens auf den jährlichen Gedenkreden durch die Oberbürgermeister, welche einer Versprachlichung der apokalyptischen Zeitzeugenerfahrungen trotz aller Widerstände und Unklarheiten Vorschub leisteten.<sup>33</sup> Mediale Überformungen der lokalen Erinnerungskultur in ihrer Verankerung in der populären Stadtwahrnehmung offenbarten die Schweigegebote und verborgenen diskursiven Inhalte, die in den lokalen Memorialkulturen die Aufarbeitung der Kriegsgeschichte dennoch eher ermöglichten als dass sie diese verhinderten.<sup>34</sup>

Es ist davon auszugehen, dass nicht nur die Stadtgesellschaften der Nachkriegszeit, sondern auch die Geschichtswissenschaft selbst in ihren Beurteilungen der Bombenkriegserfahrung nachhaltig von Erinnerungstereotypen geprägt worden sind, die erstmalig in solchen populären Büchern über die Zerstörung und den Wiederaufbau von Heimatstädten publiziert wurden. Dementsprechend kann die mediale Bedeutungsproduktion von Bombenkrieg und Wiederaufbau als zentraler Bestandteil einer europäischen Diskursgeschichte der Nachkriegszeit analysiert werden,<sup>35</sup> wie das Sandra Schürmann am Beispiel einer Hamburger Publikationsreihe zum Wiederaufbau ausführt. Inwieweit auch die persönliche Überlieferung von Zeitzeugen und deren Weitergabe in familiären und vereinsgestützten Erinnerungsgemeinschaften methodologisch neue Perspektiven der Diskursgeschichte erschließt, zeigen die Aufsätze von David Crew und Andrew Bergerson auf.

Die Erfahrungsschichtung der Überlebenden aus den Bombardements in der Wiederaufbaugesellschaft thematisiert David Crew. In seinem auf die frühen Nachkriegspublikationen zur Kriegszerstörung abzielenden Analyserahmen rückt eine visuelle Erfahrungsgeschichte der Wiederaufbau-Städte und ihrer Ruinenbevölkerung in den Vordergrund. Dies geschieht in der doppelten Perspektive einer Analyse sowohl der Geschichtsschreibung der Wiederaufbaustadt als auch derjenigen einer individuellen Erinnerung an die Bombenkriegserfahrung, die im Abstand des ersten Wiederaufbaujahrzehnts protokolliert, indem auf die Biographisierung der Erinnerung fokussiert wurde. Überall wurde eine offizielle Stadt-Erinnerung an die verlorenen Stadtbilder mittels Stadtmonographien geschaffen. Das nationale Desaster der Kriegszerstörung, das unkontrollierbare Erinnerungsreflexe bewirkt hatte, sollte durch ein lokales Prisma wahrgenommen werden können. In auffälliger Distanz zur Aufarbeitung von gravierenden Gewalterfah-

33 Vgl. in transnationaler Perspektive Corinne Bouillot, *La mémoire rouennaise des bombardements dans son contexte régional et national, 1944–2011*, in: dies., *La Reconstruction*, S. 339–362.

34 Vgl. Pierre Bergel, *Destructions et reconstructions caennaises. Histoire d’une étrange amnésie urbaine : 1944–2011*, in: ebd., S. 303–320.

35 Vgl. in transnationaler Perspektive Patrice Gourbin, *Un territoire pour le souvenir. Le débarquement et la bataille de Normandie*, in: ebd., S. 321–338.

rungen wurden weder der Holocaust noch sonstige Kriegereignisse gespiegelt, sondern lediglich die punktuelle Stadtzerstörung in Vorher-, Nachher-Aufnahmen. Anfänglich zeigten sie lediglich den Vorkriegszustand und die Zerstörungsszene, womit eine indirekte Anklage in Richtung der Verursacher formuliert wurde, deren Radius aber unbestimmt blieb.

Die Katastrophe wurde zudem auch als eine Fortsetzung früherer Stadtkatastrophen aus weit zurückliegenden Jahrhunderten interpretiert und damit ein künftiger Wiederaufbau intentional vorweggenommen als ein quasi automatisch erwartbarer Erneuerungsprozess. Es wurde eine klare Trennung gezogen zwischen den Deutschen, die als Opfer dieses Anschlags auf ihre Heimat, sichtbar in den Ruinen der städtischen Wahrzeichen, wahrgenommen werden sollten, und jenen, die diesen Zustand durch ihre anhaltende terroristische Gewalt immer noch weiter verschlimmert hatten, den Nazis. Jegliche konkrete Ursachenforschung wurde hingegen zugunsten eines überwölbenden und unterschiedslos integrierenden Schweigekonsenses vermieden. Ort und Identität bildeten noch immer eine unterscheidbare Sinndeutung von Heimat. Daran sollte emphatisch angeknüpft werden können, ohne Rücksicht nehmen zu müssen auf die verstörenden Erfahrungen des Zivilisationsbruchs und der von anonym bleiben wollenden Akteuren ausgeführten rassistischen Barbarei. Wie Crew aufzeigen kann, war diese frühe Wiederaufbaunarration jedoch schon 1954 erschöpft. Sie wurde abgelöst von einem fortschrittlichen Moderne-Paradigma in der Selbstdarstellung städtischer Funktionsarchitekturen, welches sich noch weiter von der konkreten Erinnerung an die Kriegsgeschehnisse entfernte als es die „Trümmerbücher“ bereits getan hatten.

Innerhalb dieses lokalisierten Rahmens, der die Nazis aus jeder Form der Erinnerung ausschloss, zeigt Crew die Wirkung dieser Narrative im Kontext individueller Erfahrungsbewältigung auf. Bombenkriegsopfer konnten die Altstadt narrative der Wiederaufbaupublikationen als Bestandteile von Trauer aufnehmen und damit gleichzeitig die Moderne-Stadt rückhaltlos bejahen lernen. Die unkontrollierbare Zeitreise der Leser und Betrachter von Wiederaufbaumonographien stimulierte die Befreiung von Traumata. Und seit den 1960er Jahren setzte dann ein Wechsel der visuellen Erfahrung vor dem Hintergrund der ersten Aufarbeitungsdebatten über Zwangsarbeiter und Massenmorde an jüdischen Zivilisten ein, die indirekt allerdings immer schon ein implizites Korrektiv der stilisierten Opfernarrationen aus der Bombenkriegserfahrung herausgebildet hatten. Damit arbeitet Crew eine lange Kontinuitätslinie visueller Erinnerungsarbeit in den deutschen Städten heraus, die belegt, dass die Deutschen das Jahr 1945 keineswegs als den Beginn einer neuen Erfahrungsdimension ansahen, sondern als die Fortsetzung einer anhaltenden kollektiven Katastrophenbewältigung.

Die Bombardements hatten nicht nur die städtischen Weichbilder ausgelöscht, sondern sie hatten für das kollektive Bildergedächtnis von Städten auch die Wirkung eines Ikonoklasmus, einer vorsätzlich ausgeführten Zerstörung der bis dahin noch fortwirkenden traditionellen Bilderfahrungen von Stadt. In ihrem Beitrag über die Stadtbildpublikationen Hamburgs zeigt Sandra Schürmann einen charakteristischen Wandel in der Wahrnehmung der Wiederaufbaustadt auf. Diese Bücher aktualisierten die visuelle Repräsentation der zerstörten Stadt. Sie stellten

insofern einen ebenfalls wichtigen Beitrag zur Wiederaufbauleistung dar, als sie den Möglichkeitsraum des künftigen Baugeschehens in der Konfrontation zunächst mit der zerstörten Stadt eröffneten. In der Diskursanalyse der Bildpraxis kann der sie prägende Entstehungskontext rekonstruiert und historisiert werden. Foto-Imaginationen der zerstörten Altstadt-Szenerien gerieten im Laufe der 1950er Jahre jedoch bald in Vergessenheit, weil sie von den Moderne-Bildern einer sich neu erfindenden Verkehrsraumstadt überlagert wurden, welche wiederum den Idealen einer technokratischen Moderne huldigte und damit den Funktionsbedingungen der Wachstumsstadt. Weniger die Beräumung und Neukonzipierung der Innenstadt und damit die Neupositionierung von repräsentativen Images wurde thematisiert, als die Bedingungen ihrer Technikentwicklung, welche das Großstadtleben erst ermöglichten und die zerstörte Fläche urbanisierten. Geschichte wurde vollständig ausgeklammert, außer etwa der Große Brand von 1842, der für Hamburg einen willkommenen Anlass für den großen Rücksprung auf die weit vor dem NS-Gewaltregime liegende Zeit bot, um damit den Wiederaufbau im Sinne einer wiederholt geglückten Katastrophenbewältigung antizipieren und ihn gleichzeitig historisch legitimieren zu können.

Und dennoch kann Schürmann die essenzielle Prägekraft zentraler Blicktraditionen für das Selbstverständnis der Wiederaufbaustadt Hamburg in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren aufzeigen. Aus der Tradition der Stadtveduten resultierte die Neigung zur Totalen, sei es als Luftbild oder als Panoramaansicht. In der frei geräumten Trümmerstadt boten die Ruinen der großen Hamburger Stadtkirchen diejenigen visuellen Orientierungspunkte, die es ermöglichten die traditionelle Silhouettenwirkung der Innenstadt wiederherzustellen. Neu errichtete Gebäude komplettierten dieses schöne Stadtbild, ohne dass die Stadtplaner dafür den Anspruch erheben konnten, dass diese ebenfalls Wahrzeichen sein könnten. Somit konnte Hamburg auch innerhalb des Innenstadt-Wallringes als die Stadt der Moderne unterhalb ihrer wiederhergestellten fünf Hauptkirchentürme samt Rathausurm entstehen. Die Faszination für die moderne Großstadt entstand erst im Reflex auf die Sogwirkung traditioneller Bilderfahrungen und sie integrierte diese in einen emphatischen Zukunftsoptimismus, der das Versprechen in sich trug, damit die Vergangenheit weit hinter sich lassen zu können.

Auch Andrew Bergerson betont in seinem Beitrag über das Spektrum der Aneignungsweisen von traditionellen Stadtbildern die Prägekraft einer konsensstiftenden Wiederaufbauerfahrung in der Stadtbevölkerung. Sie bewirkte die individuelle Selbstrekonstruktion durch das Mittel der Stadtrekonstruktion. Hierfür ist Hildesheim ein besonders aussagekräftiges Fallbeispiel, weil in dieser Stadt die Dynamiken einer alltagskulturell verbreiteten Aneignung der historischen Stadt Denkmäler bereits in der Zwischenkriegszeit weit vorangeschritten waren. Auf sonntäglichen Stadtbummeln hatten die Hildesheimer ihre Wahrzeichen in Verfolg eines ubiquitär in zahlreichen bildungsbürgerlich geprägten Familien verbreiteten Wertschätzungsrituals fotografiert. Im Ergebnis dieser kollektiv verbreiteten Praxis waren visuell ansprechende Hildesheimer Baudenkmale zu privaten Erinnerungsmonumenten aufgewertet worden. Bergerson kann die verschiedenen Deutungsebenen dieses traditionsorientierten Stadtbild-Lernens in ein Muster der

wiederholten Traditionsstiftung nach der völligen Kriegszerstörung all dieser Monumente übersetzen, das er mit dem Begriff der Alt-Hildesheimer Traditionsstiftung bezeichnet.

Es entstand eine deutungsintensive Erzählung der zerstörten Raumbezüge, ohne dass diese den radikal modernen Neuaufbau der Innenstadt beeinträchtigt hätte. Ganz im Gegenteil konnten die Engführungen dieser Alt-Hildesheimer Identitätskonstruktion als Werbemechanismus ausgenutzt werden, um von einem amerikanischen Wohltäter die finanzielle Unterstützung zugunsten des rekonstruktiven Wiederaufbaus der Hildesheimer Michaeliskirche zu erlangen. In der politisierten Zuspitzung auf die Deutungsebenen von Kaltem Krieg und ottonischer Bischofsherrschaft gelang punktuell ein weiter Zeitübersprung, der auch in dieser abenteuerlich anmutenden Spreizung von historischen Bezügen vor allem die Auseinandersetzung mit dem konkreteren NS-Erbe negierte.

Bergerson argumentiert, dass in dieser synthetischen Ausblendung von Geschichte ein starker Anreiz lag, um auf der Grundlage von Alt-Hildesheimer Narrativen den Modernismus mit der punktuellen Rekonstruktion ausgewählter Wahrzeichen zu versöhnen und damit ein tragfähiges Identifikationsangebot für die gesamte Stadtbevölkerung in Hildesheim zu machen. Er definiert diese Abtrennung der Geschichte von der konkreten Alltagserfahrung als einen spezifisch modernen Aneignungsprozess von Selbstbildern mit dezidiert postmodernen Inhalten und kann deren Nachwirkungen in verschiedenen Musealisierungsprozessen der Alt-Hildesheimer Traditionsstiftung und ihrer kommunikativen Praxen nachweisen. Obgleich deren bildungsbürgerliche Exponenten ein konsistentes Projekt der Fetischisierung von Vergangenheit betrieben, blieb es aufgrund seines exklusiven Charakters aber nur für einen begrenzten Rezipientenkreis von Eingeweihten akzeptabel. Für nachwachsende Generationen war es aufgrund fehlender Bindungskräfte letztlich wenig attraktiv, so dass es auf Dauer keine Massenakzeptanz erlangen konnte.

Im dritten Kapitel liegt der Fokus auf der Auseinandersetzung mit dem Moderne-Paradigma im Wiederaufbau, um die Frage nach gegenseitigen Beeinflussungen zu beantworten. So analysiert Sebastian Haumann die Sanierung der Altstadt von Philadelphia als einen Paradigmenwechsel hin zum Quartierserhalt. Im Kontrast zu den kriegszerstörten europäischen Städten akzentuiert dieses US-amerikanische Fallbeispiel die zeitgenössische Wahrnehmung von Rekonstruktionsvorhaben als Restaurierung von noch bestehender Bausubstanz, indem es die Bedeutung der säkularen Zerstörungserfahrung in den Hintergrund rückt. Es präzisiert den gesellschaftspolitischen Kontext der Stadtplanungsdebatten in Hinblick auf den daraus resultierenden frühen zivilgesellschaftlichen Bürgerprotest in den USA gegen die Gentrifizierung. Zudem relativiert dieser Sanierungsprozess die Bedeutung nationalpolitischer Stereotypisierungen von Repräsentationswünschen im Zentrums-umbau zugunsten konkreter Bürgerinteressen, die primär auf das Wohnen in überkommenen Nachbarschaften ausgerichtet waren. Die ansonsten hervortretende Parallelität der Leitbilder in der Sanierung und im Wiederaufbau ganzer historischer Stadtteile zeigt dennoch die Verschränkung von gesellschaftlicher Moder-

nisierungserwartung mit dem identitätsstiftenden Rückgriff auf das Historische im internationalen Maßstab auf. Es wurde vielfach auf die Außenwahrnehmung eines pittoresken Stadtbildes reduziert, die durch die Fassadenwirkung traditionsorientierter Baudenkmale erzielt werden sollte. Damit nahm dieser frühe Historismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Postmoderne als eine prägende, konsensstiftende Raumerfahrung von primär konsumorientierten Stadtbürgergesellschaften bereits in Ansätzen vorweg. In dieser postmodernen Stadt, die nicht mehr emphatisch auf das Gemeinwohl Aller ausgerichtet werden konnte, dominierte die Spaltung der kapitalistischen Gesellschaft in Arm und Reich stärker als zuvor die Nutzungsoptionen des Zentrumsbereiches.

Während einerseits Diskurse von Neuanfang nach dem urbanen Niedergang auch die amerikanischen Städte in ihrem traditionsreichen Bemühen um die innerstädtische Slumsanierung konsensual geprägt hatten, gerieten andererseits die Verwertungsinteressen der Immobilienwirtschaft gegenüber den Mieterinteressen eingessener Bewohner zum Streitpunkt einer zumindest konfliktbereiten Öffentlichkeit. Dieses Konfliktpotenzial war in den kriegszerstörten europäischen Städten jedoch gar nicht mehr vorhanden. Denn aufgrund der je nach Zerstörungsgrad und –umfang eintretenden, bisweilen sogar vollständigen Verdrängung der Quartiersbewohner aus den europäischen Stadtzentren infolge der Verwüstung ihrer innerstädtischen Wohnbezirke war dort eine tabula rasa entstanden, nicht nur der Trümmerlandschaften, sondern auch einer draus resultierenden siedlungsgeographischen Leerstelle. In der Wahrnehmung der Lokalpolitiker spielte die soziokulturelle Zukunft der ehemals ortsansässigen Quartiersbevölkerung vielfach keine Rolle oder sie wurde als ein nachrangiges Problemfeld definiert. Der Bevölkerungsaustausch in den Innenstadtquartieren kriegszerstörter Städte ist bislang von der historischen Forschung wenig beachtet worden. Zu fragen ist, inwieweit die Planereliten aktiv die komplette Aussiedlung der nach den Bombardements noch ansässigen Innenstadtbewölkerung aus ihrem traditionsreichen Quartierszusammenhang betrieben oder ob sie diese Verdrängung als eine Begleiterscheinung der Zerstörungen lediglich hinnahmen. Eine eher rigide Aussiedlungsmentalität zugunsten der City-Bildung ist in Deutschland etwa für Hannover, aber auch für Bremen belegt.<sup>36</sup>

In Philadelphia war das Quartier Society Hill nach langen Debatten schon 1941/42 zum Sanierungsgebiet erklärt worden. Sebastian Haumann argumentiert, dass das absichtsvoll geschah, um das Modernisierungsparadigma für den Zentrumsbereich in einer Industriegroßstadt durchzusetzen. Weit abseits von Kriegs-

36 Zu den Planungsoptionen des Stadtplanungschefs Rudolf Hillebrecht aus eher wohlmeinender Perspektive vgl. Werner Durth, Hannover: Geplante Expansion, in: von Beyme u.a., Neue Städte, S. 164–181, hier S. 169, Sid Auffarth, Ein Leben für Hannover. Festschrift zum 100. Geburtstag von Rudolf Hillebrecht, Hannover 2010, sowie ders., Participation citoyenne et reconstruction de Hannover après la seconde guerre mondiale, in: Bouillot, La Reconstruction, S. 87–99, zu Bremen: Georg Wagner-Kyora, Die neue City in der populären Altstadt: Das „Wiederaufbau“-Image Bremens (1946–1964), in: Daniela Munkel/Lu Seegers (Hrsg.), Medien und Imagepolitik im 20. Jahrhundert. Deutschland, Europa, USA, Frankfurt/Main 2008, S. 293–318.

zerstörungen sollte sich die Mentalität der Kahlschlagsanierung, die ihre Wurzeln in der städtischen Slumbekämpfung hatte, auf die Zentrumsplanung erstrecken können und hier den (sozial-)hygienisch wünschenswerten Stadtbau verwirklichen, der das Primärziel einer raumbezogenen Sozialpolitik, die Verdrängung armer Bevölkerungsgruppen an den Stadtrand, verwirklichte. Eine kostenintensive Altstadtsanierung mittels öffentlicher Subventionen bewirkte in Philadelphia allerdings einen lokalen Politisierungsschub. Dieser wurde seitens der unterlegenen Sozialreformer bewirkt, die zunächst noch eine weitgehende Besitzstandswahrung der Quartiersbewohner angestrebt hatten, aber dem ungestüm vorwärtsstrebenden, schrankenlosen Verwertungskapitalismus auf dem Grundstücksmarkt hoffnungslos unterlagen. Auch der Bedeutungsüberhang historischer Traditionslasten verschärfte noch diesen Außendruck, ohne ihn allerdings initiiert zu haben. Denn die Stadt profitierte von der eminenten historischen Bedeutung der Independence Hall, dem Verkündungsort der Verfassung, die in Zentrum von Society Hill lag. Ihre bauliche Restaurierung zum vorzeigbaren Baudenkmal erfolgte allerdings erst im Gefolge der Quartierssanierung.

Auch in Philadelphia wurde damit der identitätsstiftende Rückgriff auf die Geschichte, in diesem Falle auf die Staatsgründungsgeschichte, ausschlaggebend für die Legitimation eines jahrzehntelangen kostenintensiven Bauprogrammes. Und trotz oder gerade wegen des durchschlagenden Erfolgs der bereits 1955 offiziell anerkannten Bemühungen des lokalen Denkmalschutzkomitees zum Erhalt der historischen Bausubstanz des Quartiers wurde im Nachgang einer dann einsetzenden Kommerzialisierungswelle umfassend abgerissen. Altbauten, die restauriert wurden, wurden nicht selten von kompromisslos modern gestalteten Neubauten flankiert, welche auf den Grundstücken niedergelegter Bauten entstanden waren. Unter der Ägide des innovativen US-amerikanischen Stadtplaners Edmund Bacon, der auch als Architekturhistoriker namhaft ist, wurden diese Eingriffe gleichwohl zugelassen, obwohl die Bedeutung des Historischen insgesamt unbestritten geblieben war. Aber die Bemühungen um einen Ensembleschutz waren zu dieser Zeit einfach noch weitgehend unbekannt. Und geradezu zwangsläufig wurde, trotz fühlbarer Gegenproteste, die Quartiersbevölkerung zugunsten einer neuen Eigentümerschicht verdrängt. Sie wiederum rückte nach, um Altstadt nur unter den Prämissen ihrer Modernisierung als ein gehobenes Wohnquartier schnell akzeptieren zu können. Politisch hatte das zur Konsequenz, die Sanierung unter den Prämissen Funktionstrennung, Neubau und Gentrifizierung zu legitimieren. Auch im europäischen Nachkriegsstädtebau traten diese Vorgaben zeitverschoben ihren Siegeszug an. Sie bewirkten ein spannungsvolles Neben- und Miteinander mit den Erfordernissen des zunehmend kommerzialisierten Neubau-Wiederaufbaus der Innenstädte.

Diese Koinzidenz hat den europäischen Wiederaufbau stärker geprägt als bislang wahrgenommen. Sie hat die europäischen Städte in weitaus höherem Maße kommerzialisiert und von alltagsweltlich ehemals fest verankerten Traditionen des Wohnens in der Altstadt entleert als es ihr ostentatives Wiederanknüpfen an die Geschichte infolge der Rekonstruktion von Wahrzeichen suggerieren mochte. In besonders eklatanter Weise zeigte sich diese Widersprüchlichkeit im Umgang mit

der realen Erfahrungsgeschichte des Ortes beim Wiederaufbau Rotterdams. Er hatte schon in den 1950er und 1960er Jahren keine Rücksicht auf die alten Baufluchten genommen und auch viele noch erhaltene Gebäudereste dem schrankenlosen Neubau einer Industrie- und Handelsmetropole, die im globalen Maßstab auftrat, geopfert. Rotterdam speiste sein Image schließlich aus dem anhaltenden Bauboom einer Hochhausstadt der internationalen Moderne, der mit zeitweisen Unterbrechungen seit den 1980er Jahren bis heute anhält. Noch bevor jene von Paul van de Laar in seinem Beitrag über die Stadtentwicklung von Rotterdam beschriebenen Bewohnerproteste einsetzten, welche letztlich die Bewahrung der historischen Maasfront bewirkten, war im Jahr 1968 der rekonstruktive Wiederaufbau der Sankt Laurenskerk abgeschlossen worden. Christoph Strupp zeigt die symbolpolitische Wirkung dieses wichtigsten Rekonstruktionsvorhabens der Wiederaufbaustadt Rotterdam als eine widerspruchsvolle Auseinandersetzung mit ihrem radikalisierten Moderne-Image auf.

Spät überhaupt erst als ein zu rekonstruierendes Baudenkmal identifiziert, zog sich der Wiederaufbau des gesamten Kirchenschiffes der Sankt Laurenskerk über einen langen Zeitraum von insgesamt 17 Jahren hin. Nachfolgende programmatische Aufwertungen, in erster Linie durch das Staatsoberhaupt der Niederlande, die Königin Juliana, protegierten die Bedeutungssteigerung dieses Wahrzeichens zum nationalen Mahn- und Gedenkort an die entbehrungsreichen Kriegsgeschehnisse in den Niederlanden. Diese nationalpolitische Aufwertung stand im Kontrast zu den gravierenden Veränderungen des unmittelbaren städtebaulichen Umfeldes der Laurenskerk, die zum massiven Rückgang der dort ansässigen Wohnbevölkerung geführt hatten. Mangels noch verbliebener Kirchgänger bewirkten sie auch den vollständigen Niedergang des Gemeindelebens und stellten schließlich sogar noch den Erhalt des Baudenkmales als eines kirchlichen Versammlungsortes in Frage. Einer stark verminderten lokalen Identifikation standen somit die neuen Symbolfunktionen gegenüber, die aus der Memorialfunktion der Laurenskerk als eines geschichtspolitisch gewollten Erinnerungsortes der Niederlande an die Kriegsoffer resultierten.

Die Geschichte einer weiteren, sehr berühmten Kirchenruine wird im Beitrag von Celina Kress dargestellt, jene der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin-Charlottenburg. Viele und sehr unterschiedliche Bedeutungsschichten des 20. Jahrhunderts kumulierten in ihrer Nachkriegsbiographie, welche sie erneut symbolpolitisch aufwertete, - zum Mahnmal des Bombenkrieges und als eines Anti-Kriegs-Gedächtnisortes. In erstaunlicher Weise war diese „Umpolung“ ihres ursprünglich herrschaftsstabilisierenden Sinngefüges, das auf die Bewahrung der Hohenzollernmonarchie ausgerichtet gewesen war, mit institutionellem Protest, mit medialem Aufruhr und schließlich mit einer breiten Bürgermobilisierung verknüpft. In ihrem gebündelten diskursiven Zusammenwirken trugen diese Auseinandersetzungen zur Entstehung einer anhaltenden öffentlichen Identifikationswelle bei. Dieses Bauwerk in Teilen als eine Ruine erhalten zu können, während ein Neubau die Gemeindefunktionen aufnahm, wertete seine materielle und sinndeutende Präsenz zu einem lokalen und nationalen Gedächtnisort auf, dessen ungebrochene symbolpolitische Konjunktur auch ihren Moderne-Neubau einfasste.